SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

DRITTER JAHRGANG

HEFT III 1961

ADALBERT STIFTER „Ruine Wittinghaus“

Werner Schütz

Gesamtdeutsches Bewußtsein als Grundlage und Aufgabe unserer Kulturpolitik

(Aus dem Festvortrag des Herrn Kultusministers Werner Schütz, Nordrhein-Westfalen, gehalten vor der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Köln am 19. Mai 1961 anläßlich der Kulturpreisverleihung)

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als ich aufgefordert wurde, zum Sudetendeutschen Tage und zur Überreichung des Sudetendeutschen Kulturpreises und seiner Förderpreise zu sprechen, hatte ich begründete Bedenken zu überwinden. Sie sind gewohnt, bei diesem Anlaß aus dem Schatz Ihrer heimatlichen Kultur und ihrer Ausstrahlungen in den deutschen und europäischen Bezirk zu hören; eine solche Besinnung auf den Kulturraum, aus dem Ihre Gemeinschaft herauswuchs, ist notwendig und fruchtbar. Aber sie bedarf, wenn sie in diesem festlichen Hause vorgetragen werden soll, eines höheren Grades liebevoller Versenkung in diesen Bereich und auch anderer fachwissenschaftlicher Voraussetzungen, als ich sie aufweise. Darum bitte ich, den Rahmen ein wenig weiter spannen und Ihre Kultur als Bestandteil jenes umfassenden Bereiches sichtbar machen zu dürfen, den wir als die deutsche Kultur bezeichnen und der für uns heute mehr denn je verpflichtendes Erbe und ständige Aufgabe ist. Ich versuche, diesen Bereich aus der Sicht des Kulturpolitikers zu umreißen, um deutlich zu machen, daß gesamtdeutsches Bewußtsein als kulturelle Erscheinung in der politischen Situation unseres gespaltenen Vaterlandes ein gewichtiger Faktor der Politik im engeren Sinne ist. Eine Besinnung auf diesen Faktor bedeutet für den kulturellen Bereich, einen Einblick zu gewinnen in die Struktur dieses gesamtdeutschen Bewußtseins, in seine aus ganz verschiedenen Elementen zu einer Einheit verschmolzenen Gestalt; und sie bedeutet für den pädagogischen Bereich, die formende Kraft dieses Bewußtseins, seine gemeinschaftsbezogene und gemeinschaftsverpflichtende Bedeutung als Richtpunkte der Politik zu erkennen.

— —

Bei der politisch eigenartigen Situation unseres gespaltenen Vaterlandes könnte der Hinweis auf das gesamtdeutsche Bewußtsein als Grundlage und Aufgabe unserer Kulturpolitik schon als ein Aufruf zur Überschreitung dieser Grenzen des Staates verstanden werden. Denn dieser Hinweis will doch heute die Bedeutsamkeit der ostdeutschen Elemente in unserer Kultur ins Bewußtsein rufen und ihre Pflege und Förderung als besondere Aufgabe unseres Staates hervorheben: in dem Sinne, in dem der Ostdeutsche Kulturrat in seiner Erklärung vom November 1956 betonte, daß die „Pflege des ostdeutschen Kulturerbes und seine lebendige Weiterentwicklung als eine gesamtdeutsche Aufgabe von überragender Bedeutung für die seelische Gesund-

erhaltung aller deutschen Stämme" angesehen werden müßte. Es geht also gerade nicht um einen verhängnisvollen Kulturpartikularismus, sondern um die Verpflichtung, das Erbe der ostdeutschen Stämme und Landschaften als notwendige Bestandteile der gesamtdeutschen Kultur und in der Einheit dieser Kultur die „charaktervolle Vielfalt" zu erkennen. Das kulturelle Gruppenbewußtsein wird als Weg zum gesamtdeutschen Bewußtsein als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Wiedergewinnung der politischen Einheit angesehen. In diesem Sinne heißt es in einer Entschließung der Kulturreferenten der Landsmannschaften vom November 1957: „Es gab und gibt keine ostdeutsche Kultur", „dagegen wohl stammesmäßige Kulturäußerungen und -traditionen. Wie die Stammeseinheiten in ihrer Gliedschaft zum Volke werden ihre Kulturerträge als besondere Farben und Spiegelungen der nationalen Kultur gesehen."

Die ostdeutschen Farben und Spiegelungen im Gesamtbild unserer Kultur herauszuheben ist also unsere Aufgabe in der drohenden Gefahr eines aufgehenden, vielleicht vollständigen Bruches im Gesamtgefüge unserer Kultur. Hier wehre ich einem Mißverständnis: im § 96 des Bundesvertriebenengesetzes vom 19. Mai 1953 wird gefordert, daß Bund und Länder das Kulturgut der Vertreibungsgebiete in dem Bewußtsein der Vertriebenen und Flüchtlinge und des gesamten deutschen Volkes zu erhalten haben. Sie haben das nach der Formulierung des Gesetzes „entsprechend ihrer durch das Grundgesetz gegebenen Zuständigkeit" zu tun. Diese Formulierung entspricht der in der Präambel zum Grundgesetz ausgesprochenen Aufforderung, an das „gesamte deutsche Volk, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden". Hierbei darf jedoch keineswegs an eine Unterordnung der Kultur unter die Erfordernisse der Politik gedacht werden. Wohl aber soll ein Kulturbewußtsein ständig erneuert und belebt werden: auch als eine Kraftquelle politischer Willensbekundung. Kulturpolitik bedient sich hier also nicht der Kultur und ihrer Förderung, um sie als Mittel der Politik im engeren Sinne benutzen zu können, sondern ist auf eine Politik gerichtet, welche die Voraussetzungen für die Kultur schaffen soll, die gesamtdeutsche Kultur, in deren Gefüge wir so zahlreiche ostdeutsche Farben und Spiegelungen finden. Ich kann die Fülle dieser Farben und Spiegelungen nicht ausbreiten; schon der Versuch scheiterte. Ich setze für den kulturpolitischen Bereich besonders bedeutsame Akzente: — als Grundlage und Aufgabe. Es genügt jedoch auch bei dieser Zielsetzung nicht, einige Namen oder Tatsachen zu nennen, die, aus dem Osten kommend, für das ganze Deutschland Bedeutung erlangten. Es muß vielmehr deutlich werden, wie hier aus der Einheit die Vielheit herauswuchs und diese Vielheit wiederum in Einheit mündete; wie diese Einheit in der Vielstimmigkeit immer die Grundlage blieb, aus der jede dieser Gestalten und Ereignisse herauswuchs, und wie sich die Vielstimmigkeit immer wieder auf höherer Ebene zur Einheit zurückfand. Jede große Persönlichkeit und Leistung entfaltet sich aus dem Geiste ihrer Kultur, und ihre Bedeutung wird um so eher die Grenzen ihres Volkes überschreiten, je mehr sie aus dem Geiste dieses Volkes herauswuchs.

Ohne Schmeichelei knüpfe ich zum Beweis dessen an das an, was von Ihrer Heimat, meine Damen und Herren, vom Deutschtum in Böhmen und Mähren ausging. Im „Herzland Germaniens", wie Gustav Freytag Ihre Heimat nennt, ergab sich seit

jeher aus der engen Berührung mit dem tschechischen Strom eine besonders wache Pflege der deutschen Sprache. Hier entstand zur vielleicht glücklichsten Zeit Böhmens und Mährens — Karl IV. regierte das Reich — die erste mitteleuropäische Universität in Prag: sie wurde nach Josef Nadler zum „Herd einer neuen Bildung". An dem weltaufgeschlossenen Kaiserlichen Hof erfolgte erstmals im deutschen Sprachraum die eindeutschende Verarbeitung der vom Süden kommenden humanistischen Bildung. Hier entwickelte sich die neuhochdeutsche Schriftsprache, wurde das entscheidende Fundament für das unsere gesamte Sprachkultur so maßgeblich mitgestaltende Deutsch Martin Luthers gelegt. Man braucht kaum das Weltbild der Sprache und seine große Bedeutung für den gesamten geistigen Raum zu erwähnen, vielmehr nur mit Josef Nadler zu erkennen, daß die Sprache der unmittelbarste Ausdruck des nationalen Geistes und des nationalen Gemeinbewußtseins ist, um zu ahnen, wie starke Impulse von hier auf die gesamte deutsche Kultur übergriffen. Daß hier nicht nur sprachgestaltende, sondern vielleicht noch stärkere geistige Kräfte wirkten, zeigt jene Art neuhochdeutscher Dichtung, die Gervinus mit Recht das vollkommenste Stück deutscher Prosa aus der deutschen Literatur nennt: „Der Ackermann von Böhmen" des Johannes von Schüttwa, des größten Dichters seiner Zeit: um 1400 im westlichen Böhmen.

Im neunzehnten Jahrhundert stoßen wir in diesem Raum auf einen weiteren Neuerer der deutschen Sprache: Adalbert Stifter, in dessen Liebe zum vermeintlich Kleinen die deutsche Sprache neue Ursprünglichkeit aus der Monumentalität des Einfachen gewann. Und nach Adalbert Stifter, übrigens einem der bedeutendsten deutschen Kulturpolitiker und Pädagogen, reifte Rainer Maria Rilke im böhmisch-mährischen Raum zu einer der weltgültigsten Erscheinungen des ostdeutschen und des ganzen deutschen Raumes heran. Er schenkte der deutschen Sprache jene unabsehbare Weite, die bis an die Grenzen des Gangbaren reicht und die ihm zum Mittel tiefster Deutung der Seele und der Welt wurde. Was er nach dem Ersten Weltkrieg schrieb, ist noch heute von bezwingender Aktualität. Sätze wie „Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt, kommt irgendwann Lebendigem zugute", enthalten tiefste Erkenntnisse. Der böhmisch-mährische Raum hat für alle Kulturbereiche Gültiges und Dauerndes geleistet. Immer war er, gebend und empfangend, lebendiges Glied des deutschen Kulturorganismus, ohne jemals in dieser unaufhörlichen Wechselwirkung seine Eigenständigkeit zu verlieren. Ich erinnere an die von Tilmann Riemenschneider, Veit Stoß und Albrecht Dürer bestimmte Bildende Kunst des böhmisch-mährischen Raumes, die dann einen Jakob Kaschauer hervorbrachte, dessen Freisinger Altar als Hauptwerk der Kunst des bürgerlichen Realismus gilt. Ich erinnere an das reiche Musikerbe, das dieser Raum vor allem in der Reformationszeit weitergab und das für die evangelische Kirchenmusik bis heute grundlegend ist. Aber lassen wir unseren Blick noch ganz kurz ein wenig weiter in die Runde gehen. Vom sechzehnten Jahrhundert an bis in unsere Tage, von Kopernikus bis Gerhart Hauptmann hat das ostdeutsche Geistesleben unschätzbare Güter zum gesamtdeutschen und damit auch völkerübergreifenden Menschheitsbesitz beigesteuert. Die schlesischen und preußischen Dichterschulen des siebzehnten Jahrhunderts wetteifern um die Palme in der deutschen Literatur ihrer Zeit. Danzig, Elbing und Königsberg bilden in den stürmischen Jahren des Dreißigjährigen Krieges Inseln des Schaffens. Das achtzehnte

Jahrhundert ist eine Glanzzeit östlicher Musik und ostdeutscher Barockkunst, in der sich die schöpferischen Kräfte der baltischen, Sudeten- und Alpenländer zusammenfinden. Es ist auch die große Epoche des ostpreußischen Dreigestirns: Hamann, Herder und Kant. Und Herder wurde der Lehrer Goethes, Kant der Erzieher Schillers. Beide, der Franke und der Schwabe, sind ohne ihre ostdeutschen Mentoren nicht denkbar. Wieder leuchtet hier das Prinzip der Einheit in der Vielheit, der Vielheit in der Einheit auf.

Diese meine bescheidenen Hinweise haben, wie ich hoffe, bei der Herausarbeitung der Grundlagen geholfen, die uns befähigen und verpflichten, die Forderung nach der politischen Einheit Deutschlands zu erheben. Das gesamtdeutsche Bewußtsein — um den von Ost nach West und von West nach Ost fließenden Strom deutschen Geistes, durch den wir alle im gleichen Strombett vom gleichen Wasser getragen werden — ist diese Grundlage. Es genügt daher keineswegs, die Forderung nach der Wiederherstellung der deutschen Einheit im Sinne politischer Zweckmäßigkeit durch Kundgebungen der verschiedensten Art zu offenbaren —: vielmehr kommt es darauf an, alles zu tun, um diese Grundlage, diesen Geist, der allein das wiedervereinigte Deutschland tragen kann, zu wahren und zu stärken. Maßgeblich bleibt, die Einheit ganz Deutschlands im Geistigen und Künstlerischen jetzt und heute zu sichern und zu bewahren — lebendig und über alle Widerstände hinweg. Hier beginnt in unserer gegenwärtigen geschichtlichen Situation die besondere Aufgabe unserer Kulturpolitik. Sie kann sich nicht damit begnügen, den Raum der Freiheit, in dem die kulturellen Werte gedeihen können, abzusichern: muß vielmehr alle die Bestrebungen fördern, die das gesamtdeutsche Kulturerbe pflegen und hüten wollen. Das aber heißt nichts anderes, als daß sie ostdeutsches Kulturgut davor bewahren muß, in Vergessenheit zu geraten und daß sie die Geschichte Ostdeutschlands der geschichtlichen Wahrheit entsprechend als ein Stück der geschichtlichen Vergangenheit begreifen lernen muß, das untrennbar mit der Geschichte aller Deutschen verbunden ist. *Es genügt also keineswegs, das ostdeutsche Kulturerbe lebendig und bewußt zu erhalten, um den Vertriebenen unter uns dadurch eine Hilfe zur Bewältigung ihrer Existenz zu geben, um ihnen in ihrer veränderten Umwelt den festen Halt zur Eingewöhnung in eine völlig neue und schwierige Situation zu ermöglichen, es ist vielmehr notwendig, in der Erhaltung dieses Kulturerbes der Bedrohung der gesamten Existenz unseres Volkes entgegenzutreten.* Wir wissen alle, in welchem Maße diese gesamte Existenz, diese gemeinsame Basis, auf der wir alle stehen, auf der anderen Seite des Eisernen Vorhanges verfälscht und unter die Zweckhaftigkeit politischer Parolen gestellt wird; wie Schillers und Goethes Gedanken im Dienste der politischen Ziele des kommunistischen Regimes verzerrt werden, wie Leibniz als Kompromißler zwischen aufstrebender Bourgeoisie und abdankendem Feudalismus bezeichnet wird, und so fort; von der maßlosen Hetze gegen unser christliches Kulturerbe gar nicht zu reden. *Es geht heute in der Bewahrung dieses Kulturerbes um weit mehr als um die Lebenseinheit der Vertriebenen — es geht um unsere gesamtdeutsche Lebenseinheit, um unser gesamtdeutsches Bewußtsein. Für die Kulturpolitik heißt das, im gesamten Bereich der Erziehung und Bildung jene Möglichkeiten und Institutionen zu fördern, die sich die Sicherung und die Weitergabe dieser Kulturwerte zum Ziele gesetzt haben. Es gibt deren eine große Anzahl. Ich nenne nur einen Bereich: die*

ostkundliche Arbeit an den Schulen unseres Landes. Ostkunde ist Unterrichtsprinzip in allen Fächern, die Gelegenheit zur Behandlung ostkundlicher Fragen bieten. Was die Schulen über diesen Unterricht berichten, beweist hier ebenso wie die Ergebnisse sonstiger Bemühungen, daß hier fruchtbare Arbeit geleistet wird. *Immer wieder erweist sich darin, daß unsere Jugend gleich weit entfernt ist von interesseloser Übernahme bestimmter Tatsachen wie von jener schwärmerischen Überspanntheit, die aus unechten Gefühlsbereichen herauswächst.* Sie schließt den gesamten Bereich von dem menschlichen Leide her auf, das eine Folge der Teilung Deutschlands ist, verbindet mit warmer Nachempfindung dieses Leides eine nüchterne Registrierung geschichtlicher und kultureller Verhältnisse, wie sie waren und wie sie sind, und erwirbt sich ein gesamtdeutsches Bewußtsein als ein gutes Rüstzeug auf dem Wege zum Tage der Wiedervereinigung. Diese Erkenntnis ist besonders aufschlußreich, weil in der Öffentlichkeit gelegentlich die Meinung vertreten wird, das gesamtdeutsche Bewußtsein und damit die Überzeugung von der Zusammengehörigkeit der Deutschen sei bei unseren jungen Menschen einem ständigen Schrumpfungsprozeß unterworfen. Es besteht kein Zweifel: solche Feststellungen treffen für weite Kreise der vom wirtschaftlichen Aufschwung in der Bundesrepublik Deutschland allzusehr ins Materielle abgeglittenen Bevölkerung zu. Sie haben die Befähigung zur kulturellen Erfüllung ihres Lebens verloren, damit auch den Zugang zum Verständnis für deutsche Gemeinsamkeit. Die vordringliche Aufgabe unserer politischen Erziehung und Bildung muß es sein, unsere Jugend hier nicht weiter abgleiten zu lassen. Die Schwierigkeit, vor der wir bei der Lösung dieser Aufgabe stehen, wird offenbar, wenn wir uns daran erinnern, daß solche Erziehung und Bildung keineswegs ein — geschichtlich überholtes — Nationalgefühl zu einer beherrschenden Kraft für unsere Jugend machen darf. Nicht nur die europäische Geschichte der letzten 150 Jahre und unsere eigene jüngste Vergangenheit warnen vor einer solchen Entwicklung, sondern vor allem auch die Erkenntnis, daß unsere Zeit die Hinwendung zu übernationalen Zusammenschlüssen gebieterisch fordert. *Aber auch und gerade in einer Zeit, in der die nationalen Grenzen mehr und mehr zurücktreten, wird ein Volksbewußtsein als natürliches Gefühl der Verbundenheit zu Volk und Vaterland keineswegs überflüssig: bleibt vielmehr notwendige Voraussetzung für die Hinwendung zu übernationalen Zusammenschlüssen. Das gilt ganz sicher für jedes Volk: für unser gespaltenes Volk ist es geradezu eine unaufgebbare Voraussetzung seiner Existenz in Einheit und Freiheit.* Ohne dieses natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl ist ein gesamtdeutsches Bewußtsein nicht möglich. Gerade weil dieses Zusammengehörigkeitsgefühl vor allem im kulturellen Bereich seine Stütze findet, müssen wir unseren Volksbegriff und unser Nationalbewußtsein auf die in Jahrhunderten gewachsene und bei aller Unterschiedlichkeit aus einem Geiste verständliche Kultur gründen: nicht auf einen in seinen Abgrenzungen und Außenbestimmungen vom Zufall abhängigen Nationalstaat. Solcher Gesinnung haben unsere vertriebenen Schwestern und Brüder in ihrer Charta überzeugenden Ausdruck verliehen. Es heißt hier: „Treue zu Heimat und Volkstum, zugleich mit dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis und mit der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker." Der letzte Gedanke, die Besinnung auf die Gemeinsamkeit der europäischen Völker im kulturellen Bereich, ist besonders wichtig: nach dem schönen Wort José

Ortega y Gassets: „Machten wir heute eine Bilanz unseres geistigen Besitzes — Theorien und Normen, Wünsche und Vermutungen —, so würde sich herausstellen, daß das meiste davon nicht unserem jeweiligen Vaterland, sondern dem gemeinsamen europäischen Fundus entstammt."

Kulturpolitisch von größter Bedeutung ist es, fördernd und helfend überall dort mitzuwirken, wo diese Wertrangordnung erkannt ist und wo nach ihr gehandelt wird; ist es weiterhin, den Bildungshorizont zu der Erkenntnis auszuarbeiten, daß kulturelle Beziehungen zwischen den Völkern nicht aufhören, wenn politische Beziehungen abreißen. Das Band der Kultur kann durch politische Handlungen geschwächt werden, aber nie ganz zerreißen. Darum ist es notwendig, immer wieder herauszustellen, daß die Verbindungen zwischen den politisch getrennten Teilen Deutschlands sehr viel stärker und gewichtiger sind als all das, was uns von dem in Mitteldeutschland herrschenden System trennt. In der vorhin zitierten Stelle der Charta der Vertriebenen klang bereits an, was heute Überzeugung der ganzen freien Welt ist: Das Fundament der bedrohten europäischen Kultur kann durch ein wiedervereinigtes Deutschland entscheidend gesichert werden. Mit dem gesamtdeutschen Bewußtsein ist daher die gesamtdeutsche Verantwortung für die große Kulturaufgabe unserer Zeit unlösbar verknüpft. Dieser Verantwortung können wir nur gerecht werden, wenn wir unser kulturelles Erbe, unsere gesamtdeutsche Kulturtradition lebendig erhalten, wenn wir uns dieser Grundlage im Denken und Handeln verpflichtet wissen und wenn wir aus dieser Verpflichtung heraus die Aufgabe unserer Kulturpolitik sehen. Kulturpolitik ist heute mehr denn je ein gewichtiger Faktor im Gesamtprozeß des Zeitgeschehens. Sie ist die Partnerin der Politik, nicht ihre Dienerin, aber diese Partnerschaft ist von allergrößter politischer Relevanz. Aus diesem Grunde sind Ihre Institutionen, Ihre Verbände und Gruppen, meine Damen und Herren, die Einrichtungen der vertriebenen Ostdeutschen kulturpolitisch so bedeutsam. Der Staat und seine Organe können und sollen nicht diese Arbeit allein leisten, sollen und müssen auch hier subsidiär bleiben, sich auf die Arbeit beschränken, die keine der kleinen Gemeinschaften leisten kann. Daß es unserem gemeinsamen Bemühen gelinge, gesamtdeutsches Bewußtsein und gesamtdeutsche Verantwortung so lebendig und so wachzuhalten, daß sie den Tag der Wiedervereinigung möglich machen und daß dieser Tag ein Volk antrifft, das sich seiner Zusammengehörigkeit auf dem Boden einer gemeinsamen Kultur und seiner damit gegebenen europäischen Aufgabe bewußt und, dergestaltet gerüstet, bereit ist, diese Aufgabe in Einheit und Freiheit zu lösen, das ist in dieser ernsten sowohl wie doch auch festlichen Stunde meine Überzeugung, meine Hoffnung, mein Gebet.

Werner Schütz: MINISTER OF EDUCATION IN NORTH RHINE-WESTPHALIA: Address delivered before the Sudeten German Association awarding its Culture Prize, Cologne, May 19th, 1961 (Synopsis).

The Minister says he at first hesitated to embark on the venture of this speech since he does not feel at home enough in the cultural sphere of his listeners. In the end he decided to view their culture as a constituent part of German culture at large in order thus to gain deeper insight into our all-German consciousness which grew into unity from very different elements — a process of highly political importance.

From this point of view the preservation of the East German elements in our national culture is needs an important task to be taken up by the state; and the East German Cultural Council took the same line declaring in November 1956 that the fostering of our East German cultural inheritance is an all-German task of eminent importance — we thus keep all our tribes in a sound state of mind. The point is to accept tribal and regional characteristics within the national unity — cultural group consciousness then becomes a road leading to all-German consciousness, the most important prerequisite of regaining political unity for our divided country. On the other hand, there is no "East German culture" as such. The Minister points to § 96 of the Federal Refugees' Act of May 1953 asking the organs of the Federal Republic and the Lands to preserve the refugees' cultural inheritance among the refugees as well as in the entire nation. Remembering the provision in the Preamble of the Basic Law asking the entire nation to consummate Germany's unification and liberty in free selfdetermination, one might fear lest culture should be employed for political ends. The Minister refuses this idea, though he maintains that we should try to bring about such political conditions as build up the basis for an all-German culture, within which the numerous East German reflections and shades will find room. He now sets out to show how unity grew into variety, and how that variety again merged into new unity on a higher plane.

For this purpose he adduces some facts originating in Bohemia and Moravia. Here the first Central European university was founded by CharlesIV, an important factor in the assimilation of humanistic impulses coming from the South. Here the foundation was laid of the New High German language, Luther's language, and since language is the most immediate expression of a nation's mind, strong impulses must have emanated from here into the whole of Germany. And "Der Ackermann von Böhmen" (The Ploughman of Bohemia), "the most perfect piece of German prose" according to Gervinus, which was written around 1400, proves the strong energies here at work.

In the 19th century we here find another great innovator of the German language, Adalbert Stifter, who discovered the monumentality of the small things; and later Rainer Maria Rilke ripened here into one of the great representatives of the German mind. These lands have always been live members of the German cultural organism, receiving and giving. Tilmann Riemenschneider, Veit Stoß, Albrecht Dürer influenced their fine arts, and they produced Jakob Kaschauer whose altar at Freising is considered an eminent work of bourgeois realism. Their rich musical inheritance was fundamental for Protestant church music, And if we allow our eyes to roam a bit farther, we see Copernicus, Gerhart Hauptmann, the Silesian and Prussian schools of poetry, great East German music and baroque architecture, Hamann, Herder and Kant... Herder became Goethe's teacher, Kant Schiller's educator, and again the principle of unity in variety, of variety in unity is borne out.

Such sparse pointers show up the basis of our claim to Germany's political unity. Political demonstrations are not enough, in the sphere of the mind that unity must today be maintained and secured. East German culture must not be allowed to sink into oblivion, East German history must be understood as an inseparable part of the history of all Germans. And all that must be done not only to the benefit of the refugees; it must be done to stave off a threat to the very existence of our nation. East of the Iron Curtain that common basis of our national existence is exposed to forgery and adulteration, and not only the refugees' cultural existence is endangered, the unity of our national life, our all-German consciousness is in jeopardy thereby. We therefore must promote all possibilities and institutions serving the preservation and passing-on of those cultural values. The Minister points out one such activity: the Information about the German East spread in our schools; it is not taught as a subject, but applied as a principle of teaching to all subjects offering opportunities. From reports we know that our youth keeps likewise away from disinterested registration of facts and from exaggerated emotionalism, and the Minister thinks that it is thus acquiring that all-German consciousness which is a good preparation for the day of reunification. There are people maintaining that the sense of belonging together is shrinking among our young people, and it may be true of some circles which are too deeply involved

in the economic boom — it is an urgent problem of our political education to stop that process. There is a difficulty in the fact that by no means an outdated sort of nationalism, which has made havoc of Europe for 150 years, should be resuscitated — our time calls for supernational units. But just when national boundaries become less important, the natural bonds of nation and fatherland will be the more necessary. This is true of every nation, in our disrupted nation it is indispensible for its existence in unity and liberty.

This sense of belonging together has its basis in the sphere of culture, and it is therefore that we must base our concept of nationality on our culture, not on a national state with its historically accidental boundaries. The Minister quotes the Refugees' Charter and Ortega y Gasset to prove his above statements and to stress the interdependence of all European peoples. Our cultural policy must make us aware that cultural relations do not come to an end when political relations are severed; those ties between the two parts of Germany are much stronger than anything that separates us politically from the system now dominating Central Germany. Also the foundation of European culture would be decisively strengthened by German reunification, which means a great responsibility for us; only by keeping alive our cultural inheritance, our all-German traditions, and by acting accordingly, we can live up to that responsibility. Therefore the refugees' institutions, groups, and societies are of such politico-cultural importance. Such work cannot and shall not be done by the state and its organs.

The Minister winds up saying it is his conviction, his trust and his prayer that our endeavours may succeed in keeping that all-German consciousness and responsibility so alive and awake that the day of reunification is made possible and that that day may find a nation aware of its unity and its European task.

Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann,

dann ist es der Glaube an die eigene Kraft.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Albert Karl Simon

Eger und das Egerland im Wandel tausendjähriger Reichsgeschichte

Wenn wir heute vom Egerland sprechen, so meinen wir das Siedlungsgebiet des egerländer Stammes, das sich von der westböhmischen Landesgrenze bis zum Erzgebirge, dem Duppauer Gebirge, bis vor Pilsen und Taus erstreckt. Dieses ethnographische Egerland ist durch die Kolonisationstätigkeit der Ritterschaft, des Klerus und der Bauernschaft im Laufe der Jahrhunderte aus dem historischen Egerland entstanden. Vom historischen Egerland sind seit der Neuzeit nur die Gerichtsbezirke Eger, Asch und Wildstein übrig geblieben. Das reichsunmittelbare Egerland erstreckte sich vor den Minderungen im Spätmittelalter von der Kette des Fichtelgebirges bis zum Elster- und Erzgebirge, bis zum Kaiserwald und dem Tillenberg. Es war auf Grund der geographischen Gegebenheiten ein natürliches Land, das von nordbayerischen (nordgauischen) und fränkischen Kolonisten besiedelt wurde.

Die älteste Nachricht über kolonisatorische Tätigkeit und die erste Nennung Egers bezeugt eine Urkunde Kaiser Heinrich IV. vom Jahre 1061. Im 12. Jahrhundert hatten die nordgauischen Markgrafen die Verwaltung dieses Gebietes als Reichslehen inne. Im Jahre 1135 ist das „Egerland" (Regio Egere) erstmals urkundlich genannt. Das fast menschenleere Land wurde durch Unterstützung der markgräflichen Ministerialen und durch die Kolonisationsarbeit des Zisterzienserordens gerodet, mit Burgen gesichert und besiedelt.

Nach dem Tode des Markgrafen Diepold III. im Jahre 1146 fiel dieses markgräfliche Verwaltungsgebiet als erledigtes Reichslehen dem Reiche anheim. Der deutsche König Konrad III. schuf 1147 in diesem Gebiet die Grundlage für die spätere Reichsunmittelbarkeit des Stiftes Waldsassen. Das übrige Egerland kam von König Konrad III. an seinen Neffen Friedrich von Rothenburg-Schwaben und von diesem 1167 an dessen Vetter Friedrich, dem späteren Kaiser Barbarossa. Dieser hatte 1149 Adela, eine Tochter des nordgauischen Markgrafen, geheiratet. Das Egerland kam aber nicht, wie fast immer angegeben wurde, durch diese Heirat an die Staufer, sondern als Reichslehen.

Für die Staufer bot sich in diesem Neusiedelland die einmalige Gelegenheit, ein Reichsland nach ihren Staatsideen und Rechtsgrundsätzen aufzubauen. Es wurde so zu einem klassischen Staufischen Reichsland und ein wichtiger Faktor in der Territorialpolitik dieses mächtigen Kaisergeschlechtes.

Das Egerland (1218 provincia Egrensis) wurde nach einem eigenen Recht (1298 sucundum jura terrae Egrensis) durch den Landrichter als Vertreter des Königs regiert. Die planmäßige Erschließung des Landes durch staufische Ministeriale und waldsassener Mönche schritt rasch voran, und die Kaiserburg in Eger wurde zum Zentrum des Landes. Das Egerland war unter Kaiser Friedrich Rotbart eine vollendete Form der geplanten Reichsländer als Zelle für den deutschen Königsstaat.

Diese Bastion der Reichsgewalt gegen den Osten wurde durch ihre wichtige geopolitische Lage in den Strudel der Wirren beim Untergang des Staufergeschlechtes gezogen. Die umliegenden Territorialgewalten erstarkten zum Schaden der kaiserlichen Macht. Die Vögte von Waida und die Markgrafen von Meissen wollten gleich dem Böhmenkönig das Egerland gewinnen.

Herzog Ludwig in Bayern begegnete dem Plan als Vormund des letzten Staufers Konradin damit, daß er die Kaiserburg in Eger und andere Burgen des Landes gegen tausend Mark Silber an Heinrich Vogt von Waida verpfändete. Dieses Pfand wurde 1261 wieder rückgelöst.

Mit der Hinrichtung Konradins war die „kaiserlose, schreckliche Zeit" über das Reich hereingebrochen, und Land und Leute des Egerer Reichsgebietes wurden mit in die politischen Wirren gerissen.

Der Böhmenkönig Przemysl Ottokar II. wurde von dem deutschen Scheinkönig Richard von Cornwall 1265 als Reichsgüterverweser des Reiches östlich des Rheines eingesetzt. Dieser riß, nach der Chronik des Altaicher Abtes Hermann, Eger mit Waffengewalt an sich und bezeichnete sich als Herr von Eger (dominus Egrae). Durch Bestätigung der kaiserlichen Privilegien suchte er sich die egerländer Führungsschicht gewogen zu machen.

Die Kurfürsten wählten endlich den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König, und dieser sprach 1274 zu Nürnberg Ottokar das Egerland ab. Der Przemyslide weigerte sich jedoch bis zum Frieden von Wien 1276, dieses herauszugeben. Dieser habsburgisch-przemyslidische Friede sollte durch eine Doppelheirat besiegelt werden. König Rudolf I. setzte das Egerland mit allem Zubehör gegen 10 000 Mark Silber als Heiratsgut seiner Tochter Guta mit dem böhmischen Kronerben Wenzel II. pfandweise wiederum ein. Doch die kriegerische Auseinandersetzung der Habsburger und Przemysliden um die Vorherrschaft im Reiche war unabwendbar, und erst nach dem Tode Przemysl Ottokar II. auf dem Marchfelde am 25. August 1278 kam das Egerland wieder zum Reich. Anstelle des böhmischen Burggrafen zog der kaiserliche Landrichter erneut auf der Kaiserburg ein, die der Reichsvogtei Nürnberg zugeordnet wurde. Die Stadt Eger als Gemeinwesen erreichte auf Grund der politischen Gegebenheiten nach der Stauferzeit gegenüber der Burg als Freie Reichsstadt (civitas imperii) immer größere Bedeutung. Gleichztig trat aber die Gefahr der Annektion durch die erstarkten Nachbargewalten immer stärker hervor.

Nach dem Tode König Rudolfs von Habsburg im Jahre 1291 begann der Streit um Stadt und Land Eger, dessen Schicksal nun eng mit dem Ablauf der Reichspolitik verbunden war.

König Wenzel II. von Böhmen war anfangs gegen die deutsche Königswahl seines Schwagers Albrecht von Österreich aufgetreten. Herzog Ludwig von Bayern machte deshalb als Reichsverweser und Angehöriger der staufischen-habsburgischen Partei Ansprüche auf das Egerland geltend. Da das Reich herrenlos und dies für die Stadt sehr gefährlich war, unterstellte sie sich freiwillig 1291 dem Böhmenkönig Wenzel II. Im Jahre 1292 wurde Adolf von Nassau zum deutschen König mit Unterstützung Wenzel II. gewählt. Dafür ließ sich der Böhmenkönig Eger erneut als Heiratspfand verschreiben. Die politische Zugehörigkeit blieb in Schwebe, denn sowohl der Böhmenkönig Wenzel als auch der deutsche König Adolf bezeichneten Eger als „Unsere

Stadt". Nun begünstigte Wenzel plötzlich Albrecht von Österreich und ließ sich dafür das Egerland gegen fünfzigtausend Mark Silber versprechen. König Adolf von Nassau wurde 1298 abgesetzt und in der Schlacht von Göllheim geschlagen und getötet. Eger blieb nun bei Wenzel von Böhmen, der noch die Krone Polens und für seinen Sohn die Krone Ungarns erwarb. Da nun Wenzel aber auch einen Bund mit Frankreich plante, nahm König Albrecht das Egerland wieder zum Reich und forderte 1304 von Wenzel Verzicht auf das Egerland, Meissen, Ungarn, Krakau und Polen. Ab August 1304 urkundete der deutsche König wieder in Egerer Angelegenheiten. Nach dem Tode Wenzel II. im Jahre 1305 regierte in Böhmen dessen Sohn Wenzel III. nur bis 1306. Da König Albrecht bald darauf im Jahre 1308 ermordet wurde, kam das Egerland mit allen Reichsgütern an Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause der Luxemburger.

Dies war eine entscheidende Wende in der Geschichte des Reichslandes. Heinrich VII. Sohn, Johann von Luxemburg, wurde als Gemahl der letzten Przemysliden-Tochter König von Böhmen und während des Italienzuges Heinrich VII. Reichsverweser. Als Heinrich VII. 1313 plötzlich starb, konnte sein Sohn Johann auf Grund seiner Jugend nicht zum deutschen König kandidieren. Die beiden Anwärter auf den deutschen Thron waren Herzog Ludwig IV. von Bayern und Friedrich der Schöne von Österreich. Es entbrannte der habsburgisch-wittelsbachische Zweikampf um die deutsche Königswürde. Herzog Ludwig der Bayer gab am 20. Oktober 1314 in Frankfurt durch eine Urkunde an den Böhmenkönig Johann das Versprechen, daß er ihm für die bereits versprochenen zehntausend Mark Silber weitere zehntausend Mark zahlen werde, falls er durch die Bemühungen Johanns deutscher König werde. Dafür setzte Ludwig Eger, Floss und Parkstein als Pfand ein. Unmittelbar nach seiner Königskrönung zu Aachen am 25. November 1314 erneuerte er als deutscher König das Pfandversprechen. Am 26. August 1315 verständigte König Ludwig der Bayer die Reichsstadt Eger von der Pfandzusage. Er gab dabei das Versprechen der Rücklösung an das Reich, sobald seine zwiespältige Königswahl gegen Friedrich von Österreich rechtskräftig zu seinen Gunsten entschieden sei. Erst die Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322 entschied den Königsstreit zu Gunsten Ludwigs des Bayern. Schon am 4. Oktober 1322 wurde die Verpfändung Egers vollzogen. Johann von Böhmen verlieh daraufhin den Egerern am 23. Oktober 1322 eine staatsrechtliche Verfassungsurkunde, die eine „Magna Charta" der Sonderstellung Egers gegenüber Böhmen wurde. Diese Urkunde bildet bis in die neuere Zeit die Grundlage der verfassungsrechtlichen Beziehungen zwischen Eger und Böhmen. Das Pfandland Eger unterstand direkt dem Böhmenkönig, nicht aber der böhmischen Staatsverwaltung oder der Einflußnahme der Stände. Das Egerland sollte außerhalb der Landesgrenzen Böhmens liegen und nur in einer Art Personalunion verwaltet werden. Deshalb nannte sich König Johann von Böhmen eigens „Herr des Egerlandes". Kaiser Ludwig der Bayer kam später mit Johann von Böhmen in Streit und forderte 1336 das Egerland unter Androhung der Reichsacht zurück. König Johann antwortete mit Krieg. Kaiser Ludwig hatte nicht mehr die Macht, das Pfandgebiet gewaltsam zurückzuholen. Nach der Aussöhnung zwischen Ludwig und Johann wurde das Egerland dem Böhmenkönig erneut zugesprochen und die Einlösung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Nach dem Tode Johanns von Böhmen erkannten

dessen Söhne den Pfandvertrag nicht an, und Ludwig scheint das Egerland als an das Reich zurückgefallen betrachtet zu haben. Nun wurde aber der älteste Sohn König Johanns, Wenzel Karl, der spätere Kaiser Karl IV., als deutscher Gegenkönig aufgestellt, und Eger geriet in eine schwierige Zwischenstellung. Karl IV. wurde am 26. November 1346 in Bonn zum deutschen König gekrönt.

Er entkleidete nun die an seinen Vater gegebene Pfandschaft des Egerlandes ihres persönlichen Charakters und bezeichnete sie als ein an die Krone Böhmens gegebenes Pfand. Auf diese Weise sollte die Pfandschaft verewigt werden. Da Karl IV. Römischer Kaiser, Deutscher König und König von Böhmen war und für die deutschen Herrscher nach der Stauferzeit die Hausmachtspolitik die Grundlage ihrer Herrschaft bildete (für Karl Böhmen), so ist es naheliegend, daß Kaiser Karl IV. kein Interesse hatte, das böhmische Pfandgebiet des Egerlandes für das Reich einzulösen. Das staatsrechtliche Verhältnis des Egerlandes zu Böhmen war unter Karls Sohn Wenzel IV. gleichbleibend. Erst während der Hussitenwirren stellte sich Eger mit Einwilligung König Wenzels unmittelbar unter den Schutz des Reiches. Eger spielte in den Wirren dieser Zeit eine Mittlerrolle zwischen dem hussitischen Böhmenkönig Georg von Poděbrad und dem Reich, hielt aber Georg von Poděbrad die Pfandtreue. Nur gegen den Huldigungsantrag des böhmischen Gegenkönigs Mathias Corvinus 1469 bewahrte Eger Neutralität.

Ein neuer Abschnitt in der politischen Geschichte der Reichsstadt und des Landes Eger setzte mit der Wahl des Habsburgers Ferdinand I. 1526 zum König von Böhmen ein. Durch die Länge der Verpfändung war eine „ewige Pfandschaft" entstanden. Die böhmischen Stände versuchten nun die Stadt Eger enger an Böhmen zu binden. Die Stadt ließ deshalb 1571 durch ein Rechtsgutachten der Universitäten Leipzig und Wittenberg ihren staatsrechtlichen Standpunkt fixieren.

Im Zuge des aufkommenden Zeitalters des Absolutismus und Zentralismus wurden die kleinen reichsfreien Territorien immer mehr gefährdet. Die staatsrechtliche Frage des Egerlandes kam beim Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück 1648 nochmals vor eine Reichsversammlung. Mit Unterstützung der protestantischen Reichsstände und der Schweden reichten die protestantischen Heimatvertriebenen aus Eger eine Denkschrift ein, in der sie die Selbsteinlösung der Pfandschaft forderten. Doch das katholische Eger blieb bei Habsburg und als Pfand bei Böhmen. Es erfolgte eine langsame verwaltungsmäßige Angleichung an das Königreich. Kaiser Josef I. und Kaiser Karl VI. betrachteten Eger aber immer noch als „Reichsglied".

Die letzte staatspolitische Handlung der Reichsstadt und des Landes Eger war die Zustimmung zur Pragmatischen Sanktion. Die Egerer Stände erklärten durch eine eigene Urkunde am 23. Juli 1721 ihren Beitritt. Doch bei der Krönung Karls VI. zum König von Böhmen am 4. September 1723 fand das erste Mal keine gesonderte Huldigung der Egerer mehr statt. Die Sonderstellung ging ihrem Ende entgegen.

Die Egerländer wurden dann erneut in die Thronwirren des Erbfolgekrieges zwischen Karl Albrecht von Bayern und Maria Theresia gerissen. Karl VII. wollte nach seiner Niederlage wenigstens das Egerland behalten.

Unter der Kaiserin Maria Theresia kam eine rasche Assimilierung, die von Kaiser Joseph II. im Zuge der Bildung einer zentralistischen Habsburger-Monarchie rasch

fortschritt. Joseph II. hatte schon 1787 den Plan, Eger von der Diözese Regensburg zu lösen und der Erzdiözese Prag anzugliedern. Dies geschah dann im Jahre 1808. Nach der Niederlegung der römisch-deutschen Kaiserkrone durch Franz II. war der letzte symbolische Rückhalt verloren.

Doch noch im Jahre 1847 stellte der Schöpfer des „Historischen Böhmischen Staatsrechtes", der Tscheche František Palacky fest, daß das (historische) Egerland nicht zu Böhmen gehöre.

Im Jahre 1848 erinnerte man sich erneut der Reichsunmittelbarkeit. Während der österreich-ungarischen Monarchie war der Wunsch nach einer Sonderstellung erloschen. Erst nach der gewaltsamen Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete in den tschechoslowakischen Staat in den Jahren 1918/19 forderten die Egerländer beim Volkstag 1922 in Eger die Wahrung ihrer historischen Sonderrechte gegenüber Böhmen. Wenn schon der Anschluß an das Deutsche Reich verboten wurde, so forderten die Vertreter des Gebietes des historischen Egerlandes gemäß der „Verfassungsurkunde" König Johanns von Böhmen von 1322, daß sie nicht mit dem Staate Tschechoslowakei, sondern nur mit dem „Pfandherrn" in der Person des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik verkehren wollten. Dieser letzte Versuch war ohne Erfolg. Erst im Jahre 1938 kam das Egerland durch den Großmächteentscheid von München wieder an das Deutsche Reich.

Der Rest des historischen Egerlandes, der nach den Minderungen im Spätmittelalter bei Böhmen geblieben war, war mit dem ethnographischen Egerland als Regierungsbezirk Eger ein Teil des Reichsgaues Sudetenland geworden und kam nach der Niederlage des Deutschen Reiches 1945 durch die Beschlüsse von Potsdam wieder zum tschechoslowakischen Land Böhmen. Die größte Katastrophe seit der friedlichen Besiedlung vor tausend Jahren war über die Egerländer hereingebrochen: Sie wurden von den Tschechen aus ihrer Heimat vertrieben. Im Rahmen der Sudetendeutschen Landsmannschaft kämpfen heute die Egerländer als Stammesgemeinschaft des Sudetendeutschtums um die Wiedergewinnung dieses alten deutschen Reichslandes.

ERNST LEIBL

Herbst

Die Blätter fallen im herbstlichen Wind
wie Worte des Abschieds, die welk und gestorben sind.
Die Dohlen schnattern. Die Schwalben sind längst schon fort.
Der Kuckuck auch. Wie anders sind Zeit und Ort.
O Frühling! Ihr Blumen! Ihr seid schon längst vorbei!
Was willst du noch über mir, du blitzender Vogelschrei?

Sepp Skalitzky

Kulturlandschaft Böhmerwald

Shakespeare betrachtete, was freilich schon eine geraume Weile her ist, die *Meeresküste* Böhmens als eine sehr unwirtliche Gegend, hervorragend geeignet, seine ungestümen Helden dort landen zu lassen. Vielleicht eben so alt ist jenes deutsche Schwankspiel, darin ein auf krummen Pfaden ertapptes „Pfäfflein" verzweifelt klagt:

Ach Gott, wo soll ich mich verbergen?
Gewahrt er mein, so muß ich sterben,
Meins Lebens ist kein Aufenthalt.
Ich wollt, ich wär im Böhmerwald.

Daß Friedrich von Schiller seine Räuber in den „böhmischen Wäldern" hausen läßt, ist gewiß bekannter als jene vor unserer Jahrhundertwende erschienene Schrift, die immer noch warnen zu müssen glaubte: „Wer in den Bayerisch-Böhmischen Wald reisen will, der vergesse nicht, zum Schutze gegen allerlei wildes Getier und Räubergesindel eine Pistole mitzunehmen." Dies sind nur einige literarische Reminiszenzen, die freilich eher Urlandschaft als Kulturlandschaft verraten lassen. Johann Gottfried Herder aber weiß 1802 Erfreuliches zu berichten: „Der Wald ist da so schön wie bei uns zu Hause in den Masuren. Nur die Berge bin ich nicht gewohnt!" Und Josef Meßner, der aus Prachatitz gebürtige Vagant und Schriftsteller, ruft aus seinem ruhelosen Leben den Unruhigen zu: „Geht in den Wald, ihr traurigen Menschen, und laßt euch helfen von den grünen Bäumen!" Dabei denkt er an den Böhmerwald, den er in einem kurzen Leben so sehr geliebt hat.

Dieses Waldgebirge, von den Tschechen onomatopoetisch Šumava, nämlich Brausender, Rauschender genannt, war noch vor hundert Jahren beinahe eine terra incognita, die der Geograph Carl Ritter in dem Werke „Der Böhmerwald" von Josef Wenzig und Johann Krejčí mit einem bezeichnenden Vorworte bedachte: „Manche Versuche zu ihrer Erforschung waren bisher, wenige Anstrengungen ausgenommen, ohne Erfolg und die Unbekanntschaft mit ihr fast seit Jahrhunderten geblieben, wie sie in früheren fabelhaften Zeiten gewesen. Desto dankenswerter das Unternehmen der Herren . . ., die . . . nun bemüht sind, diesen dunklen Flecken aus ihrem Vaterlande zu vertilgen und der wissenschaftlichen Welt zur Belehrung zu übergeben." Geheimrat Carl Ritter in Berlin, der den Böhmerwald aus eigener Anschauung kannte, erlebte das Erscheinen des empfohlenen Buches nicht mehr.

Als älteste Quellen sind in dem Buche angeführt:
Bohusl. Balbini: Miscellanea historica regni Bohemiae, Prag 1679.
I. A. Höffele, Pfarrer zu Gutwasser: Ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, d. i. Skt. Guntherus; Prag 1751.
Preßler, Lindacher und Hofer: Beobachtungen über Gegenstände der Natur auf einer Reise durch den Böhmerwald im Sommer 1791; in Mayers Sammlung physikalischer Aufsätze, Band III; Prag.
F. X. Twrdy: Pragmatische Geschichte der Freisassen; Prag 1804.
Graf Kaspar Sternberg: Botanische Wanderungen in den Böhmerwald; Nürnberg 1806.

Dann aber mehren sich die Veröffentlichungen, und Wissenschaft und Dichtung bereichern die Erkenntnisse über die geheimnisumwitterte Gegend ungemein. Wenn wir von Adalbert Stifter, dem im vorigen Jahrhundert ja das Hauptverdienst zufällt, absehen: Die Jahrhundertwende und die Zeit darnach bis zu dem Zeitpunkt, da das Potsdamer Abkommen auch den Böhmerwald seiner deutschen Bewohnerschaft gewaltsam entblößte, brachten eine Fülle von Forschungsergebnissen vor allem naturwissenschaftlicher, folkloristischer und historischer Art, und es seien hier stellvertretend die Namen der drei wohl bedeutendsten Männer angeführt: des Moorforschers Hans Schreiber aus Wallern († 1936), des aus Oberplan gebürtigen Professors für deutsche Volkskunde an der Alma mater Pragensis, Dr. Gustav Jungbauer († 1942), und eines Laiengelehrten, des Volkskundlers und Heimatgeschichtlers Josef Blau († 1960).

Wanderführer halfen den Böhmerwald miterschließen. Ein umfassendes, den „Wald" in seiner Gesamtheit beschauendes Werk, das sich in erster Linie an den Naturfreund wendet, brachte 1925 Velhagen und Klasing als 34. Band seiner Monographien zur Erdkunde heraus, und zwar: *Karl Beer, Der Böhmerwald und Bayrische Wald.*

Dr. Rudolf Kubitschek († 1945), der die Mundarten der Waldler gründlich untersuchte, kämpfte mit Erfolg um die richtige Schreibung des Wortes Böhmerwald. Selbst der Duden hatte die Schreibung „Böhmer Wald" aufgenommen. Im Jahre 1940 gewann der Holzschuhdoktor, wie schelmische Landsleute den urtümlichen Gelehrten nannten, mit seiner Schrift „Böhmerwald — nicht Böhmer Wald" seinen gegen die Rechtschreibgewaltigen geführten Krieg.

Silva Herzynia, Gabreta hyle, für diese beiden ältesten Namen taucht 853 die Bezeichnung Nordwald, ein halbes Jahrhundert später der Name Silva Bohemica auf, der sich in seiner Übersetzung bald allgemein durchsetzt.

Obgleich nun mit obigen Benennungen ein Gebiet gedacht ist, das sich etwa vom Kerschbaumer Sattel im Süden bis zum Tillenberg bei Eger erstreckt, so gilt heute als eigentlicher Böhmerwald nur jenes etwa 100 km lange Gebirgsstück, das mit der Neumark-Further Senke beginnend nach Südosten verläuft. Das andere Stück, ein verhältnismäßig milder Zug, ist der Nördliche oder Niedere Böhmerwald, dessen Bewohner mundartlich bereits dem Egerländischen angehören. Die Tschechen heißen diesen Teil des Gebirgs, der hart an der Further Senke mit der nur 1039 m hohen Schwarzkoppe seine höchste Erhebung erreicht, zum Unterschied von dem fast stolzen Šumava ganz schlicht Česky les, den Böhmischen Wald.

Ziel dieser Betrachtung ist der südliche, weit höhere Teil, kurz „Der Böhmerwald" genannt.

„Ein unheimlich Naturauge, drin das Wasser regungslos wie eine versteinerte Träne", so sieht Adalbert Stifter († 1868) den 1090 m hoch gelegenen, in Granit gebetteten Blöckensteinsee, auf den von der Karwand ein hoher Obelisk als Denkmal hinabblickt, der die Worte des Dichters als Inschrift trägt: *„Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes."* Weitere vier Seen, nämlich den Stubenbacher, den kleinsten von allen, am Gneisfuß des Mittagsberges gelegen, den unweit davon ruhenden, bereits stark verlandeten Lakasee, und schließlich im Künischen den vom Volksmund übel beleumdeten Teufelssee und den Schwarzen See, birgt der böh-

mische Anteil des Gebirgs. Der letztgenannte, auf alten Karten nach zwei nahegelegenen Dörfern auch Eisenstraßer oder Bistritzer See geheißen, ist mit 18 ha Ausdehnung der größte und gilt mit Recht als der schönste See des Böhmerwaldes. Die Alten glaubten, und eine Sage erzählt davon, daß niemand ihn ergründen könne. Auf seinem tiefsten Grunde gedeiht Isoëtes lacustris, die als Brachsenkraut bekannte seltenste Pflanze der Landschaft. Auf der bayerischen Seite des Waldes beglücken heute, da ja nur sie allein zugänglich ist, der große und der kleine Arbersee und der Rachelsee, alle drei wie ihre böhmischen Geschwister von mächtigen Seewänden behütet, den Wanderer.

Weil wir schon beim Wasser verweilen: Da sind auch die im Böhmerwald besonders ausgeprägten, von den Waldlern Filze genannten Moore zu erwähnen, die vor allem sanft geneigte Hochflächen auf wasserundurchlässigen Gneis- und Granitunterlagen bedecken. Die Tote Au zieht sich zehn Stunden weit an der oberen Moldau dahin; der Seefilz nimmt einen großen Teil der Hochebene von Außergefild ein, der schaurige Weitfäller Filz, der die Osthänge des Rachelmassivs zu einem in nassen Jahren völlig unwegsamen Gelände macht, kann nur auf mit Knüppeln belegten, vom Volksmunde als Ochsenklaviere verspotteten Wegen durchquert werden. Die meist aus abgestorbenem Sphagnum, ohne Luftzutritt entstandenen, oft mehrere Meter dicken Torfschichten besitzen nicht allein als Abstichlager für stark kohlenstoffhaltigen Brennstoff wie auch für Stallstreu Bedeutung, sondern weit mehr noch als natürliche, den Wasserhaushalt des Waldes und seines Vorlandes regelnde Behälter, die den zahlreichen, daraus entspringenden Bächen auch in trockenen Sommern reichlich Nahrung spenden. Moorföhre und Latsche, Sumpfbirke und Zwergbirke, zierliche Moose, der räuberische Sonnentau, eine riesige Menge von Beeren, darunter die herrlich genießbare Moosbeere, aber auch die der Heidelbeere ähnliche, etwas gefährliche, jedoch als Tierarznei geschätzte Rauschbeere (nomen est omen!) gleichermaßen zu nennen sind; Urvogel und Spielhahn, Moorfuchs, Zaunkönig und zahlreiche Meisenarten in dieser stimmungsvoll versonnenen Niederwaldlandschaft, der braun-schwarze Tümpel, die Seelacken oder Mooraugen, eigen sind, verleihen den Filzen jene Eigenart, die von Liebhabern dunkelromantischer Einsamkeit gesucht und geschätzt ist.

Die Millionen Jahre, die am Böhmerwalde gearbeitet haben, konnten das Urgestein doch nicht gleichmäßig formen. Der Osser (1288 m), obgleich niedriger als die anschließende flachgeschwungene Seewand, so doch Hauptberg des hufeisenförmigen Künischen (Glimmerschiefer-)Gebirgs, bietet mit seinem schroffen, von Wettereinflüssen nur wenig berührten schwarzen Gipfel einen ganz andern Anblick als etwa der behäbig-mächtige Gneisschädel des Arbers (1457 m) oder als der Rachel (1452 m), dessen eisernes Gipfelkreuz genau so zur Besinnung ruft wie die alte Arberkapelle, wo am Bartholomäustag eine heilige Messe Beginn und Mittelpunkt des weit und breit bekannten, einst aus beiden Grenzländern reich besuchten Arberfestes bildet. Kurz südöstlich des Rachels beginnt die Granitzone des Rumpfes, die sich auf dem Gipfel des Lusens (1370 m) als ein verwirrendes Trümmerfeld darbietet, auf dem Dreisesselberg (1312 m) Türme und auf dem Böhmischen (1378 m) wie auch auf dem Bayerischen Blöckenstein (1362 m) Quaderfestungen aufrichtet. Auf dem Gipfelplateau des Dreisessels, wo seit undenklichen Zeiten schon das Jakobifest stattfindet,

treffen einander nun auch jährlich die Böhmerwäldler zu einer religiösen und weltlichen Wiedersehensfeier; von dem Zwillingsgipfel „ihres" Berges, dem Hohenstein (1335 m), blicken sie sehnsüchtig in das ihnen unvergessene Land. Auch die nördlich gelegenen Berge besitzen ihre Nebengipfel, dort aber spricht man vom großen und vom kleinen Rachel, Falkenstein, Arber, Osser und Panzer. Alle die genannten Berge, mit Ausnahme des Panzers, können, da sie entweder wirkliche Grenzberge sind oder nahe der Grenze auf bayerischem Boden liegen, erwandert werden.

Nach beiden Abfallrichtungen hin wellt das Gebirge allmählich aus, und die sanften Kuppen des Vorlandes, ob sie böhmischerseits Knappenberg, Fuchsberg, Lissi oder Schillerberg heißen, bayerischerseits etwa im Siebenburgenland hügeln, überraschen durch eine beglückende Herbschönheit. Dort ist der Wald, der den ganzen Rumpf, die höchsten Erhebungen kaum ausgenommen, als größtes geschlossenes Waldgebiet Mitteleuropas bedeckt, schon sehr dem Rodeboden gewichen, der freilich auch im Hauptzug stellenweise 1200 m erreicht, wo einst der Flachsbau noch gute Ergebnisse zeitigte. Es ist kaum zu glauben, daß die mühsam gereuteten Felder auch da, wo die Eberesche nur deshalb zu reifen scheint, damit die Leute auch einmal im Jahr etwas Rotes zu sehen bekommen, noch ein bißchen Ackerfrucht schenken. Daß die böhmische Seite des Waldes rauher, unwirtlicher, schauriger und deshalb auch dünner besiedelt ist als die bayerische, hängt mit ihrem Abfall nach der Nordostrichtung zusammen.

Die Tektonik des Böhmerwaldes bedingt eine geringe Wegsamkeit. Historische Berühmtheit erlangte das etwa 15 km breite Senkenland des Neumarker Sattels (mit den beiden Torpfeilern Hohenbogen und Schwarzkoppe), von Blau „Böhmens Kampfheide" genannt, wo 1040 der „böhmische Achilles", Herzog Brzetislaus I., das Heer Kaiser Heinrichs III. schlug, wo auch 1431, in den Hussitenkriegen, ein deutsches Kreuzheer vor den fanatischen Scharen Prokops des Großen floh. Wirtschaftliche Berühmtheit erlangte der Kerschbaumer Sattel, den wir gerade noch zum Böhmerwald zählen wollen; er ermöglichte die erste Pferdeeisenbahn auf europäischem Boden, nämlich die Verbindung zwischen Budweis und Linz, die Franz Anton Ritter von Gerstner 1825 bis 1832 erbaute. Vierzehn Stunden währte die Fahrt zwischen den beiden Städten, und wenn festgehalten ist, daß auf der Teilstrecke Kerschbaum-Budweis vom 2. April bis 1. November 1829 215 855 Fäßchen Salz nach Böhmen rollten, dann bezeugt dies die Bedeutung der damaligen technischen Errungenschaft, die bis 1872 in Betrieb blieb. In diesem Zusammenhang sei auch der Budweiser Adalbert Ritter von Lanna erwähnt, der als „Großfuhrmann" der Eisenbahn achthundert Pferde unterhalten haben soll. Daß ihn, der auch Schiffsmeister war, die Leute den „Admiral der Moldau" nannten, gehört mit zur Kennzeichnung des tatkräftigen Mannes.

Zwischen diesen beiden, den eigentlichen Böhmerwald begrenzenden Übergängen gab es in früher Zeit nur schwierige, durch den Urwald gehauene, die vermoorten Niederungen meidende Wege und Pfade, von denen der Goldene Steig, die alte via aurea, handels- wie auch kulturpolitisch außergewöhnliche Wichtigkeit erlangte. Gleichwohl Passau an seinem Südende wie Prachatitz an seinem Nordende zogen in jeder Hinsicht Gewinn aus dieser — auch sehr früh schon — verhältnismäßig bequemen Wegverbindung, darüber hinaus verdankten ihm mehrere Siedlungen ihr Entstehen, was aus Namen wie Böhmisch-Röhren, wo eine Tränke für die Saum-

tiere eingerichtet war, oder Salzweg an dem Winterberger Zweige des Saumpfades hervorgeht. Wenn im Jahre 1550 wöchentlich 1500 Rosse eintrafen, die neben dem über alles begehrten Salz auch Südfrüchte, Wein, Gewürze und Tuch aus dem Passauer Fürstbistum brachten, als Gegenware aber Bier, Malz und Schmalz, Waldglas, Prachatitzer Kornbranntwein und vor allem Getreide den umgekehrten Weg gingen, kann man sich leicht vorstellen, welche Werte die Jahrhunderte auf diesen Salzwegen frachteten. Zur Erinnerung läutete zu Prachatitz allabendlich die Säumerglocke, die einst die verspäteten Kaufleute zur Eile mahnte.

Es ist kein Zufall, daß der goldene Boden, darauf der alte Salzstapelplatz üppig gedeihen konnte, der Stadt ein stolzes Antlitz und Wissenschaften und Künsten mächtigen Auftrieb gab. Gewißlich erfolgte die Befruchtung von dem Fürstbistum Passau her, das weit nach Osten und Norden hin ausstrahlte, wie ja auch die gesegnete Donaustadt Regensburg tief nach Böhmen hinein wirkte. So legte die wohlhabende Prachatitzer Bürgerschaft einen Teil ihres Reichtums in Bauwerken und Einrichtungen der Stadt an, und das mit schönen Sgrafitti bedeckte Renaissance-Rathaus, die Gewölbe des Salzstadels, die Laubengänge des Brauhauses, die aus einem verwinkelten Häuserblock ragende Literatenschule, dieses wohl älteste Stadtschulhaus Böhmens, das Prager Tor mit dem Reiterbild des Witigonen Wilhelm von Rosenberg, unter dessen Herrschaft die Stadt ihre größte Blüte erlebte, berichten von jenem goldenen Zeitalter. Die gotische Jakobskirche, in ihrer Wucht wahrlich einer Festung Gottes vergleichbar, steilt hoch über die Dächer empor, im Innern jedoch „ringelt der Zopf", hält das berühmte Bild des Literatenchores aus dem Jahre 1604 jene hohe Zeit fest, die das nüchterne Gehaben des Handels mit dem edlen Geist der Kunst umgab, erzählen wuchtige Chorstühle von Meistern der Schnitzkunst, und eine Kirchenbank mahnt gar mit dem sehr weltlichen Spruch aus dem Jahre 1563: HIET - DICH - VOR - DEN - KACZEN - DIE - VARN - LECKEN - UND - HINTEN - KRACZEN. Die Literatenschule entließ einen *Hans Buchsbaum*, der als Meister von Prachatitz in die Baugeschichte des Turmes und der Kanzel des Wiener Stephansdomes eingegangen ist. Auch Hus und Zischka, von der tschechischen Geschichtsschreibung als Heroen gesehen, sollen aus ihr hervorgegangen sein. Ein Geist ganz anderer Art, der einst in etwa 130 Brennereien destillierte Perlbranntwein, war weit und breit nur unter dem Namen „Prachatitzer" gefragt.

Prachatitz, diese reiche und viel beneidete, von Hussiten, Kaiserlichen und Brünsten so schwer heimgesuchte Stadt, bildet den Ostpunkt eines fast gleichseitigen, auf der Spitze stehenden Dreieckes, dessen Südpunkt in dem wegen seiner steinbeschwerten Pfettendachhäuser oberbayerisch anmutenden Kunsttischlerstädtchen Wallern liegt, das wie in eine riesige, mit einer Unzahl von Heustadeln versehene Alm gebettet zu Füßen des Schreiners (1263 m) ruht. Weil die früher angeblich etwas eigenbrötlerischen Bewohner den Zuzug Fremder zu verhindern suchten und „unter sich" bleiben wollten, erhielten sie von einem Spötter den Spitznamen Chinesen des Böhmerwaldes, den sie nie wieder losgeworden sind. In einiger Entfernung von dem Ort führt die berühmte Säumerbrücke den Goldenen Steig über die Warme Moldau. Dazu ein geschichtliches Kuriosum: Im Jahre 1596 erhielt Wallern von dem Rosenberger Peter Wok das Privilegium, „fremden Säumern, welche den Goldenen Steig vermieden und in anderen Orten Verkäufe machten, wodurch das Einkommen von Wallern beeinträchtigt wurde, Roß und Ladung wegzunehmen" (Wenzig).

Den Westspitz des Triangels aber beherrscht eine Stadt, die nächst dem bereits im Vorlande liegenden Dorfe Albrechtsried (die älteste deutsche Ortsbezeichnung Böhmens überhaupt!) den zweitältesten deutschen Namen dieser Landschaft trägt: Winterberg. Hier, in dem ersten nachweisbaren Wiegendruckort Böhmens, druckte der aus Passau gekommene Johannes Alagrow schon 1484 die „Soliloquia Sancti Augustini", des Alberti Magni „Summa de Eucharistiae Sacramento" und 1485 den ersten Wandkalender Böhmens. Als vierhundert Jahre später Johann Steinbrener in seiner Vaterstadt jene Buchdruckerei eröffnete, die unter seinen Nachfolgern Weltgeltung erlangte, da hatte diese Gründung eine wahrlich ehrwürdige Tradition. Abgesehen von den volkstümlichen Steinbrener-Kalendern: Die Gebetbücher des Verlags, in 28 Sprachen gedruckt, bei den Eingeborenen der Philippinen ebenso benützt wie bei den Bantunegern und den Aymara-Indianern, waren katholische, von einer geringen Böhmerwaldstadt ausstrahlende Missionsarbeit. Der Ehrentitel „Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles" war mit dem Rechte verbunden, das päpstliche Wappen im Verlagszeichen zu führen. Entschädigungslos wie alles, was den Sudetendeutschen gehörte, enteigneten die Tschechen 1945 auch dieses vorbildliche Unternehmen mit seinen modernen Druckereien, Buchbinderwerkstätten, Fabriken und Arbeiterwohnstätten, das im Tale der Wolin ein Städtchen für sich bildete. Die Inhaber des wahrhaft sozialen Großwerkes aber schufen in dem oberösterreichischen Schärding aus dem Nichts eine neue, die alte Tradition fortführende Druck- und Verlagsanstalt, die sich aufrecht durch die veränderten Zeiten kämpft.

Das beschriebene Dreieck ist ausgefüllt mit dem durch das obere Moldautal vom Hauptrücken getrennten Langberg des Kubani, der mit 1362 m als der höchste Gipfel jenseits der Moldau bezeichnet werden kann. Dank dem großen Naturverständnis der Fürsten Schwarzenberg, ihres mehr als 100 000 ha großen Besitzes wegen „Könige des Böhmerwaldes" genannt, konnte da ein Gebiet von 115 ha im Urwuchs erhalten bleiben, daran keine Menschenhand rühren durfte. Wer noch Baumriesen sehen will, lebende und tote, findet sie auch heute noch im Luckenurwald, und der Name Königsfichte war uns ein Begriff dafür. 1872 berichtete die „Allgemeine Forst- und Jagdzeitung" aus dem Böhmerwald: „Eine im Jahre 1832 im Tussetwalde, Revier Neuthal, Domäne Krummau, gefällte Fichte hatte bei 525 Jahren 64 Zoll Stockdurchmesser, 190 Fuß Länge und 1357 Kubikfuß (ca. 42 cbm) Gehalt und war gesund." Lange war in den unübersehbaren Wäldern der Bär daheim, der letzte fand erst 1856 im Salnauer Revier sein Ende.

Über den mehr als 1000 m hohen Sattel von Kubohütten, wo der höchstgelegene Bahnhof Böhmens steht, bewältigt die Eisenbahn den Hang des Kubani, erreicht in einer riesigen Haarnadelkurve den Fuß des Berges und weiter das Moldautal, wo sie sich mit der Prachatitzer, wenige Kilometer weiter mit der den großen Moldaubogen schneidenden Krummauer Linie vereinigt, um dann, die Kalte Moldau aufwärtspustend, durch den Sattel von Neuthal-Haidmühle das bayerische Dreisesselgebiet und Passau zu erreichen. Heute freilich zerschneidet der Eiserne Vorhang diese romantische Strecke genau so wie die von Pilsen über Eisenstein nach Landshut, die einerseits mit Prag, andererseits mit München verbindend, Jahr um Jahr größere Bedeutung vor allem für den Fremden- und Touristenverkehr erlangte. Da

sie aber die Wasserscheide nicht erklimmen konnte, mußte der Spitzbergtunnel, der längste Durchstich in Böhmen, durch härtestes Glimmerschiefergestein getrieben werden. Erst die 1869 fertiggestellte Linie Budweis-Pilsen-Eger, die Schlußstrecke der aus Wien führenden Franz-Josephs-Bahn, erschloß das Vorland des Böhmerwaldes und löste so mit der Zeit durch die genannten Zweiglinien auch den Wald aus seiner Weltferne. Zur geplanten Längserschließung des Böhmerwaldes, wie sie auf bayerischer Seite wenigstens teilweise verwirklicht wurde, ist es in Böhmen freilich niemals gekommen. Daran tragen nicht allein die technischen Schwierigkeiten die Schuld. Vielmehr: Der Böhmerwald war ein Stiefkind schon der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie und blieb es aus nationalen Gründen auch unter der Herrschaft der Tschecho-Slowakei. Mit der Betrachtung der Schienenstränge, die in den Wald vorstoßen und das schwierige Gebirge überkurven, sind wir wieder zu den Steigen zurückgekehrt.

Da läuft der Deutsche Steig, von der längst verfallenen Burg Bayreck beschirmt, aus dem Angeltal ins Regental. Das Städtchen Neuern mit seiner etwas wunderlichen Wehrkirche liegt daran, durch seine privilegierten Schutzjuden für zwei Jahrhunderte zum Mittelpunkt des europäischen Bettfedernhandels geworden. Karl IV. schlug 1357 seine Kanzlei in Neuern auf, wo er ein Heer sammelte, nachgereiste Gesandtschaften empfing und auch Urkunden ausstellte, so daß das Böhmerwaldstädtchen für kurze Zeit zur Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation auserkoren war (nach Blau). In Neuern wirkten Zaun an Zaun Josef Blau, der Volkskundler, und Hans Watzlik, der Dichter († 1948), der mit einer kurzen Aussage sein reiches Lebenswerk umriß: *„Die Heimat hat zu mir gesprochen, und ich bin nichts als ihr Widerhall."*

Die längst begraste Bayerstraße, von einer grauen, an Stelle einer uralten Einsiedelei errichteten Kunigundenkapelle gesegnet, führt aus dem bayerischen Zwiesel über den Panzer-Brückel-Rücken nach Klattau. An einer Abzweigung über den Spitzbergsattel, der Eisenstraße, entstand Eisenstein, das sich nach dem ersten Weltkriege zum bedeutendsten Fremdenverkehrsorte des Böhmerwaldes entwickelte; das Wahrzeichen von Markt Eisenstein (es gibt auch noch ein Dorf Eisenstein und ein Bayerisch-Eisenstein) ist die mit einer riesigen Kuppel behelmte, im russisch-byzantinischen Stil erbaute Kirche, ein für Mitteleuropa einmaliges Bauwerk, das einige Grabtafeln des von Joseph II. geadelten Glasmachergeschlechtes der Hafenbrädl birgt. Jahrhundertelang ging der Streit um diesen zwischen Arber und dem künischen Bogen gelegenen Hochkessel, und der bayerische Geschichtsschreiber Aventin berichtet um 1500 darüber: „Allda ist auch Hädweg (= Arber), der höchste Berg oberhalb Passaw, auf dem ein großer See, darumb die Behemen und Bayern noch krigen, wer sterker kempfft, wirfft den andern in See" (Blau). Und schließlich sei noch ehrfürchtig des Gunthersteiges gedacht, der seinen Namen nach jenem Stämmling aus dem thüringischen Hause Kevernburg-Schwarzburg trägt, welcher, als Fünfzigjähriger einem stolzen Leben entsagend, in die Benediktinerabtei zu Niederaltaich an der Donau fand und sich, auf seinem frommen Wege die Klause von Ranzig und das Kloster Rinchnach gründend, schließlich im Alter von 85 Jahren im böhmischen Walde, auf einer später Sankt-Gunther-Berg genannten Höhe, eine Einsiedelei errichtete, wo er, 90 Jahre alt, am 9. Oktober 1045 selig entschlief. Als heiliger Wege-

bahner und Kolonisator, als wahrscheinlicher Gründer der nahen romanischen Kirchburg Maurenzen, als Apostel des Böhmerwaldes, der zu einem der Landespatrone Böhmens erhoben wurde, ist Gunther in das Gedächtnis der dankbaren Waldler eingegangen. „Er ist der älteste uns mit Namen bekannte Bewohner des Böhmerwaldes" (Blau). Es dürfte nicht abwegig erscheinen, in diesem Zusammenhange eines Böhmerwäldlers zu gedenken, der 800 Jahre später als Missionar an den Niagarafällen wirkte und 1860 als vierter Bischof von Philadelphia im Rufe der Heiligkeit starb: Johann Nepomuk Neumann aus Prachatitz.

Wie das Gebirge die Länder trennt, so scheidet es auch die Wasser, die bayrischerseits der Donau, böhmischerseits mit der Moldau der Elbe zueilen. Zu jenen gehören der Große, der Kleine, der Schwarze und der Weiße Regen und die einst reiche Ilz, die auf ihrem Golde ein Denkmal gesetzt erhielt. „Mit einigem Stolz setzte Bischof Johann von Passau auf die 1380 geschlagenen Münzen die Umschrift: ‚ex auro Ilissi' („aus dem Golde der Ilz") (Beer). Die Angel, die Wottawa mit den Nebenflüssen Wolin und Flanitz wie auch die zahlreichen Quellbäche der Warmen, der Kalten und der Grasigen Moldau entwässern den böhmischen Anteil des Waldes. „Schachtelei" heißt jene Strecke des Wydra genannten Oberlaufes der Wottawa, die in einem schluchtähnlichen Engtal mit mächtigen Gneisblöcken ausgefüllt ist, daran der Wildbach gischtet und dröhnt, daß jedes andere Geräusch darin untergeht. *Der* Fluß des Böhmerwaldes wie Böhmens überhaupt ist die häufig in Wort und Ton besungene Moldau, von den Waldlern Wulda genannt, was so viel wie Wildohe bedeutet. Nahe der Moldauquelle, am Gefilder Steig, liegt das einsame Buchwald, der höchstgelegene Ort des Gebirges, und an der ersten großen Kehre des Baches Außergefild, das im vorigen Jahrhundert durch seine bunten, recht primitiven, im Hinterglasverfahren hergestellten Heiligenbilder sehr weithin bekannt war. Angehörige der aus Krain stammenden Familie Verderber und eine Anzahl von Gehilfen, die körperlich oder geistig bresthaft waren, erzeugten jährlich viele Tausende von „Tafeln", die in der Werkstatt von Hand zu Hand gingen, wobei jeder Maler nichts als die ihm zugewiesene Teilarbeit zu leisten hatte. Herr Strunz sandte von Außergefild aus sein Resonanzholz genau so in die Welt wie von Mader und Tusset aus der Nordböhme Franz Bienert († 1866), der als erster den Klangwert der Urbäume des Böhmerwaldes erkannte, wirtschaftlich zu nutzen verstand und so zum Begründer der Tonholzindustrie in dieser weltabgeschiedenen Gegend wurde. Und weiter talwärts rauchen die Schlote der verhältnismäßig spät gegründeten Glasfabrik Eleonorenhain, von den Menschen des Ortes und der Umgebung zärtlich Lenora gerufen, die als eine der ganz wenigen die verhängnisvollen Glaskrisen überstand. Aus dem Geschlechte Glasherren stammte der besonders in katholischen Kreisen hochgeschätzte Geschichtsschreiber, Dichter und Musiker Dr. Richard Kralik Ritter von Mayerswalden († 1934 in Wien).

Und Oberplan, in jeder Literaturgeschichte als Geburtsort Adalbert Stifters (1805 bis 1868) genannt! Erst nach dem ersten Weltkriege begann das Werk des Dichters über Länder und Völker hin zu wirken. Das Böhmerwaldmuseum, das eine umfassende Zusammenschau der Kulturlandschaft Böhmerwald darstellte, beherbergte auch einen würdevollen Raum, der dem Gedenken des ersten Sohnes von Oberplan ge-

weiht war. Jener Mäander des Flusses aber, das Moldauherz geheißen, darauf der junge Stifter so oft hinabgeblickt hat, ist seit einigen Jahren unter einem riesigen Stausee verschwunden.

„Das sanfte Gesetz" beherrscht Adalbert Stifters Werk, das in dem größten geschichtlichen Roman deutscher Sprache, im „Witiko", seine Krönung fand. Die Nachfahren Witikos, des Erbauers der heute noch als stattliche Ruine erhaltenen Grenzburg Wittinghausen unweit von Friedberg an der Moldau, die Witigonen, auch Herren von der Rose oder Rosenberger geheißen, waren Kulturbringer ersten Ranges, und wo wir im südlichen Böhmen auch schreiten, begegnen wir ihrem Wappenzeichen, der fünfblätterigen Rose. Da thront über der Moldau die Burg Rosenberg, zu ihren Füßen kauert in Sicherheit die Stadt. Unweit davon, etwas moldauaufwärts, liegt als geistliches Kleinod und einstiger Kolonisationsmittelpunkt das 1259 gegründete Hauskloster der Witigonen, das Zisterzienserstift Hohenfurth mit seiner umfangreichen Bibliothek, dem sauberen Bau der gotischen Stiftskirche und der von den Rosenbergern so reich bedachten Schatzkammer. Und schließlich wieder moldauabwärts: Krummau, „Die graue Witwe der Rosenberger", wie Stifter die winkelige, von dem „Schloß", neben dem Hradschin die größte Burganlage Böhmens, hoch überragte Stadt nennt. 1253 taucht zum ersten Male der Name Chrumbenowe auf. „Das Wappen der Herren von Rosenberg ist das stolzeste Banner, das je über der böhmischen Erde geweht hat" (Grueber). Witiko von Rosenberg stand als Vertreter des Böhmenherrschers Wladislaus beim Nürnberger Reichstag vor Barbarossa. König Ottokar II. verdankte Aufstieg und Niedergang zum größten Teil dem politischen Wirken der Rosenberger. Johannes Capristan predigte auch in Krummau gegen Türken und Hussiten, und der große Humanist Aeneas Sylvio, der als Papst Pius II. in die Geschichte eingegangen ist, besuchte die Stadt, deren Herrschergeschlecht er kleinen Königen gleichsetzte. Der Gegenpapst unseliger Zeit, Johann XXIII., teilte dem Heinrich von Rosenberg im Jahre 1410 seine Wahl zum Oberhaupt der katholischen Kirche mit, Gregor XII. aber forderte von dem Krummauer Herrn, jenen nicht anzuerkennen. So weit und so tief reichte die souveräne Geltung der Witigonen, um deren Gunst die Mächtigen buhlten.

Reichtum und Machtherrlichkeit der Witigonen förderten Künste und Wissenschaften: Die Architektur, von der Krummauer Bauhütte gelenkt, feierte nicht nur in Burgen und Schlössern der Rosenberger, sondern in noch höherem Maße in sakralen Bauten Triumphe, und die steildachigen gotischen Kirchen von Unterhaid, Kalsching, Heuraffl und Krummau, um nur die schönsten des Böhmerwaldes zu nennen, bezeugen dies als Denkmale, die noch Jahrhunderte dauern werden. Die große Bibliothek der Rosenberger gelangte nach dem Tode des letzten Witigonen auf dem unwahrscheinlichen Umwege über Prag und Stockholm in den Besitz des Vatikans. Die neun Tafeln des Hohenfurther Heilszyklus gehören zu den besten Werken der gotischen Malerei, und der „Meister von Hohenfurth" ist ebenso berühmt und namentlich unbekannt wie jener südböhmische, gewiß auch im Auftrage der Witigonen schaffende Bildhauer, der neben anderen Madonnen „Die schöne Krummauerin" bildete, eine Maria mit dem Kinde, die das Kunsthistorische Museum in Wien ziert. Das „Hohenfurther Liederbuch" des 15. Jahrhunderts stellt ein ebenso ehrwürdiges Kulturzeugnis aus dem Böhmerwalde dar wie das aus der 2. Hälfte des 14. Jahr-

hunderts stammende, auf Pergament geschriebene, 37,5 cm hohe und 27 cm breite Kaplitzer Missale, das zum Inventar des Prachatitzer Literatenvereins gehörte. Der unglückliche Witigone Zawisch von Falkenstein, Gegner Ottokars II., „eine Art Waldstein, nur höher begabt und vielseitiger entwickelt", Gemahl der Königinwitwe Kunigunde und Stiefvater Wenzels II., dieser „wundersame Zawisch", wie Palacky ihn nennt, ist als Böhmens erster Tondichter profaner Lieder bekannt. So kann man Bürgers Feststellung gelten lassen, die „mit Recht von einem ‚südböhmischen Kunstraum' spricht, der dem Prager Kunstraum zeitweise ebenbürtig war".

Das bisher Aufgezeigte vermag den etwas anspruchsvollen Titel dieser Abhandlung „Kulturlandschaft Böhmerwald" wahrscheinlich zu rechtfertigen. Ergänzend sei aber doch noch hervorgehoben, daß ein Wenzel von Prachatitz als einer der ersten Musiktheoretiker überhaupt gilt; daß der Böhmerwäldler Simon Sechter († 1867), Hoforganist zu Wien und Tondichter, einer der Lehrer Bruckners war; daß der Bildhauer Leonhard Hafner aus Wallern († 1925) als Professor für Bildhauerei an der Staatsgewerbeschule zu Bozen wirkte und daß sich Andreas Freiherr von Baumgartner aus Friedberg († 1865) einen geachteten Namen als Physiker erwarb. Fachleute schätzten den Oberlehrer Karl Brdlik aus Gojau als Vor- und Frühgeschichtler, und Josef Rank aus der Neumarker Senke († 1896), Parlamentarier des Jahres 1848, Theaterleiter und Dichter, gilt als ein Bahnbrecher der böhmerwäldischen Volkskunde. Und unvergessen sei, daß Kaplitz schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine berühmte Musterschule besaß, deren Gründer, Ferdinand Kindermann Ritter von Schulstein, 1661 als Bischof von Leitmeritz starb.

„Unser Böhmerwald stellt eine seltsam ausgeglichene Einheit von Landschaft und Volkstum dar" (Watzlik). Urtümliche Bräuche, viele noch im Heidentum wurzelnd, hatten sich über die Zeitläufte hinweg erhalten: Das Wulfenaustreiben am Martinstag, das Wasservogelsingen in der Nacht vor Pfingsten, das liebreizende Christkindelspiel vor Weihnachten, das Sternsingen um Dreikönig, der mystische Schwerttanz. All dies konnte auch in neuer Zeit noch genau so gedeihen wie die Totenbretter der Osserlandschaft mit ihren meist einfältig-frommen Sprüchen, wie die kunstreich gebüschelten, oft haushohen Palmbesen, wie das tief ergreifende Höritzer Passionsspiel, wie Ostereierverse, Schwänke, Kinderreime, Tänze und Volkslieder, weil eine urwüchsige, ja wunderlich-wundersame, in den Einöden bis zuletzt weltabgeschieden gebliebene Landschaft wie kaum eine zweite treuen Menschen ihre Eigenart aufdrückte, so daß Herder schon 1799 berichten konnte: „... nachtete in einem kleinen Städtchen, das sie Reichenstein geheißen. Sah biedere Bauern, die recht noch am Hergebrachten hingen." Wie Herder sie sah, sind diese Menschen auch geblieben.

Der Wald war der große, einst schier unerschöpfliche Reichtum des „Waldes". Er heizte die Glasöfen und lieferte die Pottasche, den sogenannten Fluß. Er kam in die Stuben und Scheunen, wo er Schindelklieber und Holzschuhmacher, Holzdrahthobler und Siebreifenerzeuger beschäftigte. Er errichtete Zündholzfabriken (Langendorf) und Papierindustrien (Pötschmühle bei Krummau, Kienberg). In seinen Flüssen wuchsen Perlen. Zu Stubenbach (= Goldstaubbach) erhielt sich mehr als 100 Jahre lang eine ganz altertümlich eingerichtete Handpapiermühle, die begehrtes Bütten schöpfte, bis ein Brand sie 1933 stillegte.

Eine technische Großtat zur Bewältigung des Holzreichtums vollbrachte der aus Kalsching gebürtige Vermessungsingenieur Josef Rosenauer, der zu Ende des 18. Jahrhunderts den 52 km langen, eine Strecke sogar unterirdisch laufenden Schwarzenberg-Schwemmkanal erbaute, als dessen Schwemmdirektor er 1804 starb. Unmengen Holzes trug dieser künstliche Wasserlauf aus dem Flußgebiet der Moldau einst zur Donau hinunter. Ein zweiter, der 14 km lange Kaltenbrunner oder Tettauer Kanal, diente der Entholzung des obersten Wottawagebietes.

Auch ethnisch und religiös bildete der Böhmerwald trotz der Landesgrenze stets eine Einheit. „Aus wilder Wurzel" (Watzlik) von Menschen des bayerisch-oberösterreichischen Volksstammes besiedelt, verdankte auch der böhmische Anteil des Böhmerwaldes ihnen, und *nur* ihnen, Rodung und Kultivierung; denn die Tschechen blieben dem unerschlossenen Wald, dem sie nicht gewachsen waren, fern. An einer einzigen Stelle berührte die Sprachenscheide die Landesgrenze: mit der Stadt Taus, in deren Vorland in grauer Zeit die slawischen Choden als Grenzwächter saßen, von denen Herder, dem gewiß niemand Nationalismus nachsagen kann, 1802 berichtet: „Auch nach Tauß im Böhmischen fuhren wir ... Sollen arge Böhm sein die Leut, die dorten in den Dörfern wohnen, und Choden nennt man sie. Haben sich einmal arg störrisch gegen Kaiser und Reich gezeigt. Aber die Taußer sind zum Gutteil deutsche Leut (damals! Anmerk. des Verf.), ein bayrischer Schlag wie die im Further Gau."

Verstreut leben heute die vertriebenen Böhmerwäldler vor allem in Bayern und Württemberg, aber auch in anderen Ländern der Bundesrepublik sowie in Österreich, ein ganz geringer Teil nur in der sowjetisch besetzten Zone. In der Generation, die den Wald bewußt erlebte, brennt noch die Heimatliebe; diese und ihr Heimwehlied, das der Glasmacher Andreas Hartauer in den siebziger Jahren formte, schmiedet sie zusammen. Im „Hoam!" (das ist ein mundartlicher Heimwehruf) besitzen sie eine sehr gut geleitete, beachtenswerte Monatsschrift, die ihr kulturelles Erbe vordringlich pflegt. Der „Heimatverband der Böhmerwäldler" setzt die Tradition des Deutschen Böhmerwaldbundes, der in der Heimat die Menschen des Waldes betreute, redlich fort. Und einmal mahnt die Zeitschrift ihre Leser: „Daheim grünt der Wald weiter und wartet sehnsüchtig auf uns. Während der Verbannung aber laß den Böhmerwald in deinem Herzen grünen! Niemals darf er drin verdorren" (Skalitzky).

Schöpferische Böhmerwäldler wirken auch in ihrer Diaspora weiter, unbeirrt, mit großem Verantwortungsgefühl, und für jede Sparte sei hier nur einer angeführt: der feinsinnige Dichter Karl Franz Leppa zu Weißenburg in Bayern; der Sprachforscher und Mundartdichter Dr. Heinrich Micko zu Landeck in Tirol; der besonders als Kontrapunktist hervorragende Tondichter Isidor Stögbauer in Linz; der in letzter Zeit sehr zeitkritisch schaffende, mit einem scharfen Pinsel bewehrte Lothar Sperl zu Traunreut in Bayern; der Bildhauer Herbert Hajek, dessen Stifterbüste in die Walhalla zu Regensburg aufgenommen wurde, in Stuttgart; der Volksgutsammler Albert Brosch in Windsheim, Uhrmacher von Beruf, dessen Ausbeute an Liedern, Sprüchen, Reimen usw. über 21 000 Titel zählt, darunter allein 2600 aus dem Böhmerwalde; der Mediziner Professor Dr. Walter Dick in Tübingen; der als politischer Publizist wirkende Bundestagsabgeordnete Wenzel Jaksch in Wiesbaden; der Minister

für Arbeit und soziale Fürsorge Walter Stain in München, womit die Reihe keineswegs zu Ende ist. Insgesamt: Ein Reichtum, der uns geblieben ist!

Die Natur dieser Abhandlung brachte es mit sich, daß in erster Linie des deutschböhmischen Anteils der Kulturlandschaft Böhmerwald gedacht wurde. Es sollte eine Rückschau auf ein Gebiet sein, das innerhalb des großen deutschen Sprachraumes wahrlich nicht zu den geringsten der Kulturlandschaften gehörte.

Heinrich II. schenkte den Niedernburger Nonnen zu Passau vor fast 1000 Jahren einen sehr großen Teil des Nordwaldes und die Zolleinnahmen des Goldenen Steiges. Von der einst mächtigen Stadt aus läßt Adalbert Stifter seinen Witiko nach Böhmen ziehen. Heute birgt die stolze Veste Oberhaus das neue Böhmerwaldmuseum. Und eben dieses Passau, dessen religiöse, kulturelle, nationale und wirtschaftliche Beziehungen auch zum böhmischen Anteil des Böhmerwaldes niemals abbrachen, hat am 17. Juni 1961, dem Tag der deutschen Einheit, im Rahmen festlicher Veranstaltungen die Patenschaft über die vertriebenen Böhmerwäldler übernommen und ihnen damit eine unschätzbare Geistesheimat gegeben.

Literatur:

Wenzig und Krejčí: Der Böhmerwald; Prag 1860
Mareš und Sedláček: Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreich Böhmen. XXXVIII. Band; Prag 1914
Friedrich Bernau: Der Böhmerwald. 1882
Karl Beer: Der Böhmerwald und Bayrische Wald; Bielefeld und Leipzig 1925
Josef Blau: Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde; Pilsen 1932
Hans Watzlik: Grüner deutscher Böhmerwald; Bayreuth 1940
Adam Kraft: Sudetenland; Augsburg
Monatsschrift „Hoam", Verlagsort Tübingen, Jahrgänge 1960, 1961: Beiträge von Josef Bürger, Dr. Otto Geyer, Paul Praxl; weiters die Rubrik „Gedenktage"
Heimatzeitschrift „Mein Böhmerwald", Wien, Jahrgang 1955: Josef Blau, Berühmte Leute sahen den Böhmerwald.

Die Zeit stülpt um: In den verachteten Hinterhöfen von einst liegen heute die begehrten stillen Wohnungen der großen Städte, da der Lärm die stolzen Fronten entwertet hat.

Sie wollten Übermenschen sein und sind Unmenschen geworden.

Menschen, die nicht denken können, werden erst dann nachdenklich, wenn ihnen jemand etwas vordenkt.

(Aphorismen, Bruno Brehm)

Rudolf Quoika

150 Jahre Prager Konservatorium

Als das Echo der großen französischen Revolution auch im böhmischen Raume nachklang, wirkte längst die unblutige geistige und weltliche Reformation Kaiser Josefs II., die mit dem Toleranzpatent 1781 begann und den gesamten Lebensraum mit neuen Ideen überzog. Auf geistigem Gebiete förderte man alles, was im Sinne der österreichischen Aufklärung nützlich sein konnte und erinnerte sich auch der Musen, die der Adel des Königreiches in seinen Schutz genommen hatte. Stolz bezeichnete man das Ständetheater als Nationaltheater, der ganzen Nation gehörig, Deutschen wie Tschechen, und G. E. Lessings „Emilia Galotti", am Eröffnungstage (21. April 1783) geboten, war zugleich die erste Seite eines künstlerischen Manifestes, dem am 29. Oktober 1787 mit der Uraufführung von Mozarts „Don Giovanni" eine zweite, ebenso ruhmreiche, eingefügt werden konnte.

Prag stieg damit zu einer wahrhaft europäischen Kunststadt auf und Adel und Nation wurden Träger dieser fortschrittlichen Kunstbestrebungen. Noch gab es Meilensteine zu durchschreiten, künstlerische, nationale und soziologische, doch die Probleme sollten gelöst werden. Indes lief das barocke Erbe breit in den Klassizismus aus, die sterbende Knospe der Kultur des Rokoko fand Wege in den kommenden Biedermeier und überall gab es Anzeichen für eine Umschichtung der künstlerischen Werte. Diese betrafen zuletzt alle Gattungen der Kunstpflege, die Aufhebung der Leibeigenschaft entband den Adel von seinen Verpflichtungen und dieser ließ eigene Theater und Orchester auf, wechselte vom Unternehmertum zum Mäzenat über und förderte damit Umschichtungen und Neuerungen, die den Musikerstand aufs tiefste trafen.

Die Musikpflege war eine öffentliche Aufgabe geworden. Das Können der Hofbediensteten genügte kaum mehr den Ansprüchen, auch nicht der übliche Musikant, der Prag bevölkerte, ein neuer Musikerstand mußte geschaffen werden und eine berufliche Ausbildung war Vorausssetzung dafür. Musik mußte man mehr als zuvor erwerbsmäßig betreiben und Können und Geschmack dafür einsetzen; die Folge dieser Entwicklung war ein Aufstieg in eine Mittelschicht; fehlten die Voraussetzungen dafür, so mußte man in der Unterschicht der Musikanten verbleiben und weiter in den Straßen, Schenken oder Hinterhöfen einen Erwerb suchen. Natürlich schlossen die neuen Voraussetzungen auch das spielerische (musikantische) Element ein, der neue klassische Stil und die kommende Romantik verlangten aber eine höhere technische Spielkultur, ein neues Hören und schließlich eine verbesserte Allgemeinbildung, Voraussetzungen also, die durch den Stilumbruch bedingt waren: das alte formale Musizieren war jetzt zur Voraussetzung für den neuen Stil geworden. Auch der Virtuose entzog sich dem Banne des Mäzens, musizierte nicht mehr auf Einladung eines großen Herrn, sondern lud selbst zum Besuche eigener Konzerte ein und verlangte zur Abdeckung der Unkosten ein Eintrittsgeld. Selbst das Theater rief nach geschulten Musikern und die Kirchenmusik, die seit den josefinischen Reformen etwas ins Hintertreffen geraten war, stellte jetzt

ebenfalls erhöhte technische Forderungen. Diese Entwicklung brachte die Musikverhältnisse einer Generation in Bewegung, die Großwerke Mozarts, der späte Haydn-Stil und zuletzt die umstürzlerische neue Welt Beethovens und der Wille zum Aufstieg in eine Gegenwart der Moderne eroberten auch Prag und das Königreich. Bald fühlte man, daß die Musiker eine systematische Ausbildung erhalten müßten.
In Italien gab es seit geraumer Zeit Konservatorien, die der Mädchenerziehung dienten, wobei die musikalische Ausbildung jedoch nur Erziehungsmittel war. Seit der Begründung des „*Conservatoire nationale de musique et de déclamation*" in Paris (1784) und der Musikabteilung der Stuttgarter Karlsschule (1775) sollte das Prager Konservatorium das erste auf deutschem Boden sein, das die musikalische Ausbildung in den Vordergrund stellte; zugleich dachte man an eine umfassende musische Ausbildung, die den neuen Musikerstand tragen sollte.
Die besonders rührige Konzertsaison des Jahres 1806/07 und die letzte Vorstellung der italienischen Opernstagione am 24. April 1807, nicht zuletzt das Erscheinen von Karl Maria von Weber (1811), der zwei Jahre später Prager Opernleiter werden sollte, beschleunigten die Errichtung des Konservatoriums. Wieder war es der Adel, der den Gedanken aufgriff und nach einer wirtschaftlichen Grundlage für dieses Vorhaben suchte. Daraufhin begründete man den „Verein zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen". In der ersten Sitzung am 31. März 1810 erließ man Proklamationen und faßte Beschlüsse, deren wichtigster eben die Begründung des Konservatoriums betraf. Der erste geschäftsführende Ausschuß bestand aus dem Fürsten Josef Lobkowitz und den Grafen Friedrich Nostitz, Johann Pachta und Christian Clam-Gallas. Noch war man sich über das eigentliche Ziel der neuen Anstalt nicht schlüssig, sollten neben Orchestermusikern auch Solisten (Virtuosen) ausgebildet werden? Man einigte sich auf das Allgemeinziel und stellte die notwendigen Lehrer für die Orchesterinstrumente, einen literarischen und einen Religionslehrer an. Zehn der dreizehn Lehrer waren Deutsche oder Utraquisten, der Rest tschechischer Nationalität. Sologesang und Klavierspiel wurden in den Lehrplan vorerst nicht aufgenommen, denn dem Klavierspiel diente das akademisch zu nennende Institut Tomaschek und später jenes des Reichenbergers Josef Proksch. Mit 49 Schülern begann das Unterrichtsjahr 1811/12 in gemieteten Räumen im Dominikanerkloster St. Aegyd. Erster Direktor wurde Friedrich Dionys Weber. Neben der musikalischen erhielten die Schüler auch eine gediegene musische Ausbildung, die deutsche und italienische Sprache, Geschichte, Deklamation und seit 1816 auch Gesang umfaßte. Der Bildungsplan wurde ständig erweitert, denn jeder der Direktoren erstrebte ein höheres Ziel im Sinne des Zeitgeschmacks und der Erfordernisse. Das erste Orchesterkonzert der neuen Anstalt fand am 21. Februar 1815 im k. k. Redoutensaale mit Werken von J. W. Wilms, Mozart, Krommer und Méhul unter großem Beifall statt und das günstige Ergebnis dieser Veranstaltung gab dem Vereine und dem Lehrkörper die Gewißheit, einer nützlichen Sache zu dienen. Weitere Konzerte des gleichen Jahres brachten Werke von Mozart, A. Romberg und Haydn zur Aufführung. Dieses bedeutungsvolle Beginnen führte direkt in die Bezirke der neuen Kunst.

Direktoren

Die Vereinsleitung und die künstlerische Kraft des Direktors trugen die Anstalt, beide Faktoren bestimmten die künstlerische Atmosphäre und damit den Weg, den die

Anstalt zu gehen hatte; allerdings hatte die Vorstandschaft jeweils das Glück, den besten der Zeit für die Leitung des Konservatoriums zu gewinnen.

1. Friedrich Dionys Weber (1766 Welchau bei Karlsbad - 1842 Prag) entstammte noch einer altväterischen Zeit, die ihn gebildet hatte; eine philosophische Ausbildung, ein Studium bei Abbé Vogler und schließlich ein feines klavieristisches Können befähigten den egerländer Meister jedoch, die Ausbildung seiner Zöglinge zu leiten. Als Anhänger des humanistischen Ideals, wie es J. G. Herder geprägt hatte, wurde Weber auch Mitbegründer der „Tonkünstler-Sozietät". Der Meister, dessen theoretische Werke Weltruf genossen, sah lange vor seinem Tode die Früchte reifen, die er gesät hatte, er sah sein Schaffen im Spiegel der Wendung, die aus der Klassizität zur Vollromantik führte, und seine Schöpfung, das Konservatorium schließlich als Mittelpunkt des Prager Musiklebens. Äußere Ehrungen und die Freundschaften mit K. M. von Weber und Richard Wagner, der bereits 1832 die Anstalt mit einem Besuch beehrte, waren Dank an den deutschen Altmeister, der diese Stätte der Musen geschaffen hatte.

2. Johann Friedrich Kittl (1809 Orlik—1865 Lissa) kam aus dem Kreise der Musikromantiker Mendelssohn und Schumann. Kittl begann als Jurist, ging aber zur Tonkunst über und erlangte die Freundschaft Wagners, der ihm sein Libretto „Giuseppe und Bianca oder die Franzosen vor Nizza" zur Komposition überließ. Der Marsch daraus entzündete die Revolutionäre des Jahres 1848 ebenso, wie die „Jagdsinfonie" die Hörer aller Konzertsäle in höchstes Entzücken versetzte. Diese Erfolge Kittls kamen auch dem Konservatorium zugute und das Programm des ersten Konzertes, das der Direktor leitete, zeichnete die kommenden Jahre programmatisch ab; es waren dies Mendelssohns Ouvertüre „Fingalshühle" und die eigene Jagdsinfonie. Kittls gesellschaftliche Stellung und ein beachtliches pädagogisches Geschick nützten auch der Anstalt, die ständig und zielbewußt erweitert wurde, Sologesang, Klavierspiel, Tanz und französische Sprache wurden in den Unterrichtsplan eingefügt. Wagner holte für die „Tannhäuser"-Aufführung am 24. November 1854 Hilfstruppen aus dem Konservatorium und die Anstalt selbst konnte dazu beitragen, den Ehrenkranz des Meisters mitzuflechten.

3. Josef Krejčí (1822 Milostin - 1881 Prag) wurde nach Kittls Abgang Direktor der Anstalt; seit 1858 war er Direktor der berühmten Prager Orgelschule und im Konservatorium siegte er über Einschreiten einflußreicher Kreise (Adel, Geistlichkeit) selbst über Friedrich Smetana, der sich um den Direktorsposten beworben hatte. Krejčí war ein befähigter Schulmann im Sinne der Herbart'schen Pädagogik, Klassizist und Utraquist und in diesen bewegten Tagen vielleicht der beste Mann im Schiff. Trotz allem war er ein gesuchter Theorielehrer und ein befähigter Orchestererzieher von Rang, dennoch ein Antithetiker zu seiner Zeit.

4. Anton Bennewitz (1833 Přivrat bei Wildenschwert - 1923 Hirschberg am See) wurde Krejčís Nachfolger (1882) und zugleich der erste Anstaltsleiter, der aus dem Institut hervorgegangen war. Mit seiner Berufung schlug man einen neuen Weg ein; man wollte einen ausübenden Künstler gewinnen, der als Meister von internationalem Ruf die inzwischen berühmt gewordene Prager Geigenschule zu betreuen hatte. Unter Bennewitz traten zwei Ereignisse ein, die die künftige Arbeit der Anstalt wesentlich beeinflussen sollten: der Umzug in die neuen Räume im Künstlerhaus „Rudolfinum" (von der utraquistischen Böhmischen Sparkassa in Prag gestiftet) mit dem Nutzungsrecht des neuen großen Konzertsaales vom 239. Konzert am 7. Februar 1885 an, und die Eingliederung der Prager Orgelschule in das Konservatorium im Jahre 1890. Diese

berühmte Schule, die Kirchenmusiker und Komponisten herangebildet hatte, bestand seit 1830. Das Konservatorium hatte nun eine bedeutungsvolle Abteilung mehr und Orgelspiel und liturgische Fächer wurden nun ebenso gelehrt wie die systematische Komposition; hinsichtlich der Lehrfächer war das Konservatorium nun endlich eine Vollanstalt. 1901 trat Bennewitz in den Ruhestand und sein Nachfolger wurde

5. Anton Dvořak (1841 Nelahozeves—1904 Prag). Mit ihm trat wieder ein Komponist von internationalem Ruf an die Spitze der Anstalt, die damit ein neues Gepräge erhielt. Unter Dvořak vermehrte sich besonders die Zahl der Kompositionsschüler, deren letzte die Deutschen Wilhelm Gabler (Budapest), Ernst Lutz (Schönbach), Josef Seifert (Prag), die Tschechen Rudolf Karel (Pilsen), Josef Polak (Klattau) und der Dalmatiner Wladimer Grančarič (Zara) waren.

6. Karl Knittl (1853 Polna—1907 Prag) war unter Dvořak bereits administrativer Leiter, nach des Meisters Tode 1904 aber Direktor der Anstalt.

7. Heinrich Kàan von Albest (1852 Tarnopol—1926 Prag) war seit 1889 Lehrer für Klavierspiel und 1907 wurde er Direktor. Kàan war Utraquist altösterreichischer Prägung mit ungarischen, tschechischen und deutschen Familienbeziehungen, dazu hochbegabt und deutsch gebildet, eben eine Persönlichkeit, der man in diesen Tagen das Amt eines Direktors übertragen durfte, und die imstande war, trotz aller Hemmnisse die Anstalt noch zu fördern.

Werden und Wachsen

Das Prager Konservatorium war eine utraquistische Anstalt, die beiden Nationen des Königreiches diente und alle sprachlichen Belange niemals über die künstlerischen und erzieherischen stellte. Glückliche Jahre des Aufstiegs und die Arbeit des Lehrkörpers fanden den Beifall der Mäzene im Förderungsverein. Da der Unterricht in den Instrumentalfächern individuell war, gab es fast keine Sprachschwierigkeiten, zumal die Lehrer meist beider Landessprachen kundig waren, ähnlich den Schülern; fehlte es an sprachlichem Ausdruck, dann half der literarische Unterricht oder Mütterchen Prag selbst. Beim Klassenunterricht (Theorie, literarische Fächer) half meist der gute Wille oder die doppelsprachige Erklärung der Disziplinen förderte zuletzt noch den pädagogischen Erfolg. Dennoch wandte sich das Blatt auch in nationaler Hinsicht, obzwar die ersten fünfzig Bestandsjahre kaum derartigen Belastungen ausgesetzt waren. Erst nach der berühmten Schiller-Feier im Jahre 1859 und nach dem Oktoberpatent 1860 wurden die ersten Ansprüche geltend gemacht, doch wußte der halsstarrige Utraquist Krejčí immer den richtigen Ausweg: die künstlerische Laufbahn, der man als Kosmopolit zu dienen habe und die Internationale der Kunst. Auch die Direktorwahl 1881 wurde in dieser Hinsicht beispielhaft und erst mit Dvořak gewannen die Tschechen den Direktorposten, der zuletzt aber nochmals an den Utraquisten Kàan ging.

Weit wichtiger schienen allen die Unterrichtserfolge, besonders die der Geigenschule, die mit Viotti-Schüler Friedrich Wilhelm Pixis (1786 Mannheim - 1842 Prag) begann, dann von dessen Schüler Moritz Mildner aus Türmitz weitergeführt wurde, ehe sie an Bennewitz überging. Nur die reifsten Früchte dieses Baumes mögen hier genannt sein: Josef Slawik, der „böhmische Paganini", Ferdinand Laub, Mildner und Bennewitz, Theodor Pixis, J. W. Kalliwoda, Johann Kubelik, Franz Ondříček, Florian Zajic, Karl Halíř, Anton Witek und Jaroslav Kocian. Fast alle erlangten Weltgeltung und trugen den Ruf der Prager Geigerschule, von Pixis auf altitalienische Grundlagen gestellt, in

die fernsten Kontinente. Niemand fragte dabei nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, man schätzte lediglich ihre Kunst.
Ähnliches könnte von den Komponisten berichtet werden, die allerdings bis 1890 meist aus der Orgelschule hervorgingen; auch Dvořak gehört dazu. Namen wie J. J. Abert, V. Novak, J. Suk, K. Nedbal und F. F. Finke gehören aber dem Konservatorium und selbst die Meister der heiteren Kunst, wie Franz Lehar und Julius Fučik, zählen dazu. Es war ein stetes Wachsen und Werden. Im Jubiläumsjahre betrug die Zahl der Schüler 411, die der Lehrer 39, deren nationale Zugehörigkeit hatte sich aber gegenteilig entwickelt; unter den Lehrern gab es nur mehr zehn Deutsche. Günstiger lagen die Verhältnisse im Förderungsverein, in dem das nationale Verhältnis 5:3 zu Gunsten der Deutschen betrug. Der tolerante Utraquismus dieser Kunstfreunde aus den Reihen des Adels, der Geistlichkeit und dem Bürgertum fand trotz der finanziellen Lasten Gefallen an der Wirklichkeit und man wurde kaum müde, den Musen ein entsprechendes Heim zu bieten. Dennoch ging die Spaltung der Nationen weiter und die Programme der ständigen Konzerte, nicht die der Schüleraufführungen, spiegeln ständig das völkische Verhalten der Direktoren und deren Verhalten zu den Forderungen, die an sie gestellt wurden. Ein getreues Bild dieser Vorgänge geben die drei Jubiläumskonzerte, die anläßlich des 100. Bestandes der Anstalt abgehalten wurden. Im Programme sind Werke von 8 tschechischen, 4 deutschen und 2 utraquistischen Komponisten aufgeführt, darunter allerdings L. van Beethovens „Neunte Sinfonie"; in den Vorkonzerten waren deutsche Meister etwas reicher bedacht, nämlich R. Wagner, Franz Liszt und Richard Strauss, dieser mit der sinfonischen Dichtung „Don Juan".
Dieses Bild trog nicht, der Zug zu allmählicher tschechischer Vorherrschaft auf diesem geheiligten utraquistischen Boden, der immer noch Wirklichkeit war, mußte bemerkt werden. Nach drei Friedensjahren brach der Weltkrieg aus, dann kam der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die Gründung des Tschechoslowakischen Staates. Das utraquistische Konservatorium wurde aufgelöst, Direktor Kàan abgelöst und ein tschechisches Staatskonservatorium gegründet. Durch diese Verfügungen verloren die Deutschen ihre alte Kunstanstalt, die 107 Jahre lang im Dienste beider Völker stand und die durch die Bereitschaft des „Vereins zur Beförderung der Tonkunst" gerade von deutscher Seite her die versöhnende Hand der Eintracht oft zu spüren bekam. Der nationale Taumel war aber stärker als jede historische Bindung.

Neuer Anfang — Untergang

Nachfolger des Prager Konservatoriums wurden zwei Anstalten, das tschechische Staatskonservatorium und die Deutsche Akademie für Musik und darstellende Kunst, die zwischen 1920 und 1939 ein reiches künstlerisches Leben entfalten durfte und seit 1939 als Musikinstitut der Deutschen Karls-Universität Hochschulcharakter trug. Während die tschechische Anstalt ganz im Sinne der nationalen Kultur fortgeführt wurde, hatten die Schöpfer der deutschen Anstalt neben der schwierigen Aufbauarbeit vor allem die Aufgabe übernommen, eine ruhmreiche Tradition fortzuführen. Romeo und Fidelio F. Finke, Onkel und Neffe, betreuten mit einem trefflichen Stabe — Konrad Ansorge, Henri Marteau, Alexander von Zemlinsky, den beiden Klavieristen Franz und Josef Langer — Akademie und Meisterschulen für Klavier, Violine und Komposition. Eine Reihe bedeutsamer Schüler konnte in diesem letzten Vierteljahrhundert herangebildet werden. Noch gab es Früchte zu ernten, der neue Weltkrieg begrub aber alle

Hoffnungen und löschte zuletzt auch diese deutsche Anstalt ganz aus; es war ein Untergang, den diese musische Stätte mit allen Sudetendeutschen zu teilen hatte.
150 Jahre Prager Konservatorium! Ein hochklingendes Wort, ein Geschichtsbild seltenster Art, ein Kapitel Musik- und Kunstgeschichte, dazu ein soziologisches, eine Rückschau auf den Utraquismus als völkerverbindende Lebensform, einer Methode für das glückliche Zusammenleben beider Völker im Königreiche, das beide gemeinsam und getragen hatten.

Rudolf Quoika: 150TH ANNIVERSARY OF THE CONSERVATOIRE OF PRAGUE (SYNOPSIS)

Long before the great French Revolution, Emporer Joseph II's temporal reformation beginning with his Edict of Toleration in 1781 had filled our homelands with new ideas. Austrian enlightenment called up Bohemia's intellectual and artistic energies, and the aristocracy of the Kingdom acted as protectors of the Muses. The "Ständetheater" (Theatre of the Estates) was proudly named a national theatre, i. e. a theatre belonging to the whole Bohemian nation, Germans and Czechs alike. It had been opened with Lessing's "Emilia Galotti" on April 21, 1783, and saw the first performance of Mozart's "Don Giovanni" in 1787. The great economic changes caused by the abolition of serfdom, however, made the aristocracy feel dispensed of their obligation to keep private theatres and orchestras. Thereby all musicians were deeply affected — musical culture now had become a public affair. Neither the skills of the street musicians nor of those employed at aristocrats' courts could now suffice, and a new class with higher standards had to be created. They either rose into the middle classes, or they had to stay back in their streets and taverns. New classicism and romanticism soon asked for higher technical skills, and also for a higher general education. The virtuoso made himself independent of his Maecenas, himself inviting listeners and asking for an entrance fee. The theatre and the church choir made higher demands, and so did the new works of Mozart, the late Haydn, Beethoven etc. The new musician needed a new and systematical training.

There had been conservatories in Italy for a time, but in them music served only as a means for the education of girls. In 1784 the "Conservatoire nationale de musique et de declamation" was founded in Paris, since 1775 the musical department of the Karlsschule at Stuttgart had been in existence. In Prague the concert season of 1806/7 had been very successful, K. M. von Weber came to Prague in 1811. In 1810 the "Verein für die Beförderung der Tonkunst in Böhmen" (Society for the promotion of music in Bohemia) was founded, proclamations were published and the foundation of a conservatoire was decided upon. The first executive committee consisted of Prince Josef Lobkowitz, Count Friedrich Nostitz, Johann Pachta, and Christian Clam-Gallas. The teachers for the various orchestral instruments, for literature, and religion were found, 10 of the 13 were German or utraquist, the rest Czech. Solo singing and piano playing were not included in that first curriculum. The first year of instruction began with 49 students in rooms rented in a monastery under the headship of Friedrich Dionys Weber. Soon the pupils had to study also the German and Italian languages, history, recitation, and after 1816, also singing: the syllabus had a tendency to get more and more comprehensive. The first orchestral concert in February 1815 was a great success. The works played in it and in the following concerts (Wilms, Mozart, Krommer, Méhul, Romberg) pointed the way to the new music of that time.

The German text gives short biographies of the heads, we restrict ourselves to dates and names adding short remarks:

1. *Friedrich Dionys Weber* (of Welchau near Karlsbad, † 1842), friend of K. M. von Weber and Richard Wagner; 2. *Johann Friedrich Kittl* (of Orlik, † 1865), romanticist, close contacts with Mendelssohn and Schumann, a friend of Richard Wagner's who allowed him to write the music for his libretto "Guiseppe and Bianca, or the French before Nizza". Kittl's "Jagd-

symphonie" (Hunter's Symphony) was the delight of contemporary concert halls. 3. *Joseph Krejčí* (of Milosti, † 1881), classicist, utraquist; he was preferred to Fr. Smetana when they competed for the headship. 4. *Anton Bennewitz* (of Přivrat near Wildenschwert, † 1923), of international fame as a master of the famous Prague school of violinists; be moved the institution into the "Rudolfinum" and integrated the important school of organ-players, which had existed since 1830, into the Conservatoire. 5. *Anton Dvořak* (of Nelahozeves, † 1904), the wellknown composer of international fame; under him a number of important composers issued from the Conservatoire. 6. *Karl Knittl* (of Polna, † 1907), administrative head under Dvořak, became head after his death. 7. *Heinrich Káan von Albest* (of Tarnopol, † 1926), utraquist of old Austrian type, with Hungarian, Czech and German Family connections, highly gifted and successful inspite of mounting difficulties.

THRIVING GROWTH

This Conservatoire, from the beginning, was a utraquist institution, i. e. it served both nationalities of the Kingdom. Instruction in the instruments was individual, and most teachers as well as most pupils knew both languages; in the classes interest in the subject taught and good will helped to overcome all difficulties. So it was in the first 50 years at least, after the Schiller Centenary of 1859 the first linguistic demands were raised. But only Dvořak was the first Czech head, and he was followed again by the utraquist Káan. The great successes of the violinists' school, which produced a galaxy of famous masters (Pixis, Slawik, Kocian etc.), but also of the great composers who mostly came from the organists' school (Dvořak, Nedbal, Finke, Lehar etc), were considered more important than language squabbles for a long time. In 1911 (centenary of foundation!) there were 411 students and 39 teachers, but now there were only 10 Germans among them, whilst in the Society of Patrons the national ratio was 5 : 3 in favour of the Germans. In the 3 concerts given in celebration of the 100th anniversary the works of 8 Czech, 4 German and 2 utraquist composers were produced.
Thus the Czechs were gaining ground also on this old utraquist soil. When the new Czechoslovak state was founded, the old Conservatoire was dissolved by decree, Káan was dismissed, a new Czech State Conservatoire was opened.

NEW BEGINNING — ANNIHILATION

Thus the Prague Conservatoire was succeeded by two institutions, the Czech State Conservatoire mentioned, and the German Academy for Music and Pictorial Art. Between 1920 and 1939 the latter developed a rich artistic life and finally became an Institute of the German Charles' University. Whilst the German Academy tried to continue the old great tradition, the Czech Institution primarily served national culture. On the German side the names of Romeo and Fidelio Finke, Konrad Ansorge. Henri Mareau, Alexander von Zemlinsky, the pianists Franz and Joseph Langer and a great number of promising pupils prove how great the hopes were, which the Second Great War and its end destroyed.

Wenn Kunst sinnlos wird, werden es die Blumen auch, denn sie verbessern nicht das Futter, sie verunkrauten die Wiesen, sie locken die Menschen in das Gras, das zertreten wird, sie bringen keinen Nutzen, aber sie beten vom Öffnen bis zum Schließen der Kelche den Schöpfer an. Und blickst du in ihr von Bienen umsummtes offenes Geschlecht, so freust du dich und schämst du dich zugleich.

(Aphorismen, Bruno Brehm)

Hans-Christian Brandenburg

Rußland — das „Gottesland" des jungen Rilke

RAINER MARIA RILKE, der 1875 in Prag geborene deutsche Dichter, ist einer der Männer jener um die Jahrhundertwende wirkenden Dichtergeneration, die durch ihre geistige Weite und Vielfältigkeit die kulturelle Einheit Europas belebte. Doch während sein um sieben Jahre älterer Zeitgenosse Stefan George, aus dem rheinischen Westen Deutschlands stammend, nur aus der kulturellen Tradition des abendländischen Europas schöpfte und auf seinen Reisen Rußland als etwas „Fremdes, Gefährliches, ja Fürchterliches" mied, ist der mitten in einem slawischen Volk aufwachsende Rilke offener und empfänglicher für die Eindrücke des europäischen Ostens. So wird die Begegnung mit dem Zarenreich geradezu zur eigentlichen Geburt des Dichters in ihm.

Wie viele andere Angehörige der geistigen Schicht Deutschlands finden wir auch den jungen Rilke im Frühling der Jahre 1897 und 1898 auf Reisen durch Italien. Doch seltsamerweise wird ihm, dem Römisch-Katholischen und Angehörigen eines Volkes, für das seit jeher Italien das Land der Sehnsucht ist, nicht hier der Dichterhimmel geöffnet, sondern erst in den beiden Jahren darauf in Rußland, das ihm dann *„Heimat und Himmel"* geworden ist.

Durch Louise Andreas-Salomé, die 1861 in Sankt Petersburg geborene Frau, um deren Hand ein Nietzsche vergeblich angehalten hatte, wurde dem jungen Rilke der Weg nach Rußland erschlossen. Am 24. April 1899 tritt der Dichter mit ihr und ihrem Gatten seine erste russische Reise an. Am Gründonnerstag treffen sie in Moskau ein. Überwältigt erlebt Rilke dort die Osterwoche, das größte Fest der orthodoxen russischen Kirche. Er schreibt: *„Als ich zuerst in Moskau ankam, war mir alles bekannt und altvertraut. Zu Ostern war's. Da rührte es mich an wie mein Ostern, mein Frühling, meine Glocken. Es war die Stadt meiner ältesten und tiefsten Erinnerungen, es war fortwährendes Wiedersehen und Winken: es war Heimat."* Und fünf Jahre später heißt es in einem Brief an seine damalige Reisebegleiterin Lou Andreas-Salomé in Erinnerung an die Osternachtsfeier in der Wassilij-Kathedrale im Kreml: *„Das war mein Ostern, und ich glaube, es reicht für mein ganzes Leben aus; die Botschaft ist mir in jener Moskauer Nacht seltsam groß gegeben worden, ist mir ins Blut gegeben worden und ins Herz."*

Der siebentägige Aufenthalt in Moskau bringt für Rilke eine Begegnung mit dem über 70jährigen Grafen Leo Tolstoi, der ihn tief beeindruckt. In ihm sieht er zum ersten Mal die Weite und Ursprünglichkeit des russischen Lebens personifiziert. Daneben macht er die Bekanntschaft von anderen Leuten der russischen Geisteswelt: Ilja Repin, die Schriftstellerin Sofia Nikolajewna Schill, Professor Leonid Pasternak, den Vater des späteren Nobelpreisträgers, lernt er kennen und schätzen.

Anfang Mai geht es weiter nach St. Petersburg. Dort bleibt Rilke fast sechs Wochen voller *„Bilder und Menschen"*. Doch ergreift ihn diese Stadt, die immer das Einfallstor für die Ideen des Westens war, nicht so wie das alte Moskau. Gegen Ende Juni trifft er wieder in Deutschland ein.

Noch im gleichen Jahr entsteht das *„Buch vom mönchischen Leben"*, der erste Teil des *„Stundenbuches"*. Hier schlägt sich der Eindruck der ersten Rußlandreise nieder:

Ich war bei den ältesten Mönchen, den Malern, und Mythenmeldern,
die schrieben ruhig Geschichten und zeichneten Runen des Ruhms.
Und ich seh dich in meinen Gesichten mit Winden, Wassern und Wäldern
rauschend am Rande des Christentums,
du Land, nicht zu lichten.
Ich will dich erzählen, ich will dich beschaun und beschreiben,
nicht mit Bol und mit Gold, nur mit Tinte aus Apfelbaumrinden;
ich kann auch mit Perlen dich nicht an die Blätter binden,
du würdest es blind durch dein einfaches Sein übertreiben.
So will ich die Dinge in dir nur bescheiden und schlichthin benamen,
will die Könige nennen, die ältesten, woher sie kamen,
und will ihre Taten und Schlachten berichten am Rand meiner Seiten.
Denn du bist der Boden. Dir sind nur wie Sommer die Zeiten,
und du denkst an die nahen nicht anders als an die entfernten,
und ob sie dich tiefer besamen und besser bebauen lernten:
du fühlst dich nur leise berührt von den ähnlichen Ernten
und hörst weder Säer noch Schnitter, die über dich schreiten.

In den zehn Monaten der Zwischenzeit bis zur zweiten Rußlandreise erarbeitet sich Rilke die russische Sprache. Er studiert alles, was mit diesem Land zusammengehört: das Wesen der orthodoxen Kirche, die Kunst und Kultur, alte und neue Literatur, die Geschichte. Von den russischen Schriftstellern scheint am stärksten Nikolai Gogol auf ihn gewirkt zu haben, wie die drei in Rußland spielenden Erzählungen aus den in dieser Zeit entstehenden *„Geschichten vom lieben Gott"* zeigen. So weist die Geschichte *„Das Lied der Gerechtigkeit"* direkte Anklänge an den *„Taras Bulba"* von Gogol auf. Den ganzen Winter bringt Rilke mit der Vorbereitung auf die zweite Reise zu, auf der er vor allem die Ukraine und den russischen Süden kennenlernen will.

Am 11. Mai 1900 ist er wieder in Begleitung von Lou Andreas-Salomé in Moskau. Diesmal bleibt Rilke drei Wochen hier, besucht Klöster, Kirchen, Museen. Nun die russische Sprache beherrschend, findet er Zugang zu vielen geistigen Menschen der russischen Metropole: Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern. Ende Mai geht es über Tula und Jasnaja Poljana, dem Wohnsitz des Grafen Leo Tolstoi, nach Südrußland. Über den Besuch beim Grafen schreibt er an Sofia Nikolajewna Schill:

Wir fuhren zurück bis Jasinki, mieteten dort einen Wagen und jagten mit atemlosen Glocken bis an den Rand des Hügels heran, auf welchem die armen Hütten von Jasnaja stehen, zu einem Dorf zusammengetrieben, aber doch ohne Zusammenhang, wie eine Herde, die traurig auf abgebrauchtem Weideland herumsteht. Gruppen von Weibern und Kindern sind nur rote, sonnige Flecken in dem gleichen Grau, das über Boden, Dächern und Mauern liegt wie eine sehr üppige Moosart, die seit Jahrhunderten alles überwächst. Dann senkt sich die kaum erkennbare, ewig unter leeren Plätzen dahinfließende Straße, und ihr gerader Streifen gleitet sanft in ein grünes, von Wipfeln schäumendes Tal, in welchem links zwei runde mit grünen Kuppeln überdeckte Türmchen den Eingang des alten, verwilderten Parkes bezeichnen, in dem

verheimlicht das einfache Haus von Jasnaja Poljana liegt. Vor diesem Tor steigen wir ab und gehen beide wie Pilger die stille Waldstraße hinauf, bis das Haus immer weißer und länger hervortritt. Ein Diener bringt unsere Karten hinein. Und in einer Weile sehen wir hinter der Tür im dämmerigen Vorraum des Hauses die Gestalt des Grafen. Der älteste Sohn öffnet die Glastür, und wir stehen dem Grafen gegenüber, dem greisen Manne, zu dem man immer wie ein Sohn kommt, selbst wenn man nicht unter der Gewalt seiner Väterlichkeit bleiben will. Er scheint kleiner geworden, gebeugter, weißer und wie unabhängig von dem greisen Körper erwartet das schattenlose klare Auge die Fremdlinge und prüft sie mit Absicht und segnet sie unwillkürlich mit irgendeinem unsagbaren Segen.

Anschließend verbringt Rilke zwei Wochen in Kiew. *„Die Stadt selbst, Kiew, das heilige, der Ort, wo Rußland zuerst mit vierhundert Kirchenkuppeln von sich erzählte"*, offenbart ihm die schlichte und zugleich gewaltige Gottesfrömmigkeit des russischen Volkes. Er schreitet selber inmitten der Pilgerscharen mit einer geweihten Kerze in der Hand in den Prozessionen, erlebt die feierlichen Gottesdienste mit ihren Gebeten und Gesängen in den Klöstern. Hier wächst seine Gottesschau, die sich später im *„Stundenbuch"*, vor allem im *„Buch von der Pilgerschaft"* (1901) niederschlägt. Dort sagt er in einer *„Eitelkeit, die das Gebet nicht besitzt"*, zu Gott:

Du erbst Venedig und Kasan und Rom,
Florenz wird dein sein, der Pisaner Dom,
die Troitzka Lawra und das Monastir,
das unter Kiews Gärten ein Gewirr
von Gängen bildet, dunkel und verschlungen, —
Moskau mit Glocken wie Erinnerungen, —
und Klang wird dein sein: Geigen, Hörner, Zungen,
und jedes Lied, das tief genug erklungen,
wird an dir glänzen wie ein Edelstein.

Mitte Juni geht es weiter durch die Ukraine: den Dnjepr abwärts bis Krementschug, über Poltawa, Charkow, Woronesch durch die Steppe. Gerade sie wirkt besonders stark auf Rilke. Ihre Weite und Unermeßlichkeit lassen neue Dimensionen in dem Dichter wachsen. Die drei russischen Erzählungen in den *„Geschichten vom lieben Gott"* und einige seiner Gedichte geben den Eindruck wieder, den die Steppe auf ihn machte.

Bei Saratow erreicht Rilke die Wolga. Eine Woche fährt er mit einem Dampfer stromauf: Samara, Simbirsk, Kasan, Nishnij-Nowgorod, Jaroslawl. Im *„Buch von der Pilgerschaft"* läßt er es nachklingen:

Ihm bist du neu und nah und gut
und wunderschön wie eine Reise,
die er in stillen Schiffen leise
auf einem großen Flusse tut.
Das Land ist weit, in Winden, eben,
sehr großen Himmeln preisgegeben
und alten Wäldern untertan.
Die kleinen Dörfer, die sich nahn,
vergehen wieder wie Geläute
und wie ein Gestern und ein Heute
und so wie alles, was wir sahn.

Aber an dieses Stromes Lauf
stehn immer wieder Städte auf
und kommen wie auf Flügelschlägen
der feierlichen Fahrt entgegen.

Und manchmal lenkt das Schiff zu Stellen,
die einsam sonder Dorf und Stadt,
auf etwas warten an den Wellen, —
auf den, der keine Heimat hat . . .
Für solche stehn dort kleine Wagen
(ein jeder mit drei Pferden vor),
die atemlos nach Abend jagen
auf einem Weg, der sich verlor.

Vier Wochen nach der Fahrt schreibt Rilke in St. Petersburg in sein Tagebuch: „*Auf der Wolga, diesem ruhig rollenden Meer, Tage zu sein und Nächte, viele Tage und viele Nächte. Ein breit-breiter Strom, hoher, hoher Wald an dem einen Ufer, an der anderen Seite tiefes Heideland, darin auch große Städte nur wie Hütten und Zelte stehen. — Man lernt alle Dimensionen um. Man erfährt: Land ist groß, Wasser ist etwas Großes, und groß vor allem ist der Himmel. Was ich bisher sah, war nur ein Bild von Land und Fluß und Welt. Hier aber ist alles selbst.*"

Bei Jaroslawl wohnt Rilke drei Tage in der Hütte eines Bauern und lernt dort das einfache, gottesfürchtige Leben des russischen Muschik kennen, seinen Tageslauf, seine Arbeit. Im Juli verbringt er wieder vierzehn Tage in Moskau, dann lebt er eine Woche in Zawidowa/Twer bei dem Volksdichter Spiridon Droshin und dem Grafen Nikolai Tolstoi. Anschließend geht es weiter über Nowgorod am Ilmensee wieder nach Sankt Petersburg, wo er weitere drei Wochen bleibt. Nach fünfzehnwöchiger Rußlandreise kehrt Rilke Ende August nach Deutschland zurück.

Im Herbst des gleichen Jahres 1900 bekennt Rilke, daß er im Sinn hatte, ganz nach Rußland überzusiedeln, so hält ihn dieses Land und seine Menschen gefangen. Er läßt diesen Plan zwar fallen, bleibt aber sein ganzes Leben lang Rußland zutiefst verbunden. Er übersetzt Dostojewski, Droshin, Gogol, Lermontow, Tolstoi, Tschechow, dazu (1902) das „Lied von dem Heereszuge Igors" (Insel-Bücherei Nr. 689, Insel-Verlag Leipzig 1960). Rilke wird damit für viele andere ein Wegweiser zur russischen Geisteswelt.

Rilke verdankt Rußland unendlich viel. Hier verdichtet sich das Erlebnis des Landes, der Menschen, der Frömmigkeit zu einem Bild der Gottesschau, die ihn erst zum Dichter werden läßt. Man hat die Handschrift seiner Briefe vor und nach der Rußlandreise verglichen. Vorher war sie fahrig, ungefestigt, anschließend sicher, ausgebildet. Vor allem leitet Rilkes Rußlandaufenthalt eine Zeit neuen Schaffens ein. Schon 1899 entstehen seine „*Geschichten vom lieben Gott*" und der erste Teil des Stundenbuches „*Das Buch vom mönchischen Leben*". Beide zeigen stark den russischen Einfluß. Im gleichen Jahr entsteht, niedergeschrieben in einer Nacht, „*Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*". Im folgenden Jahr schreibt er das „*Requiem*" und 1901 folgt der zweite Teil des Stundenbuches „*Das Buch von der Pilgerschaft*", das am

unmittelbarsten sein Rußlanderlebnis wiedergibt. 1902 gibt er das *„Buch der Bilder"* heraus. Im nächsten Jahr schließt er mit dem *„Buch von der Armut und vom Tode"* das Stundenbuch ab. Dann kommen die *„Neuen Gedichte"*.

Was war es denn in Rußland oder am russischen Menschen, das Rilke diesen starken Eindruck hinterließ? Der Dichter schreibt: *„Mir ist es, als hätte ich der Schöpfung zugesehen; wenige Worte für alles Sein, die Dinge in den Maßen Gottvaters"*. Für Rilke ist Rußland das Land, das unmittelbar unter Gott ist und nicht wie die westlichen Länder den emanzipierten Menschen vergottet. *„Man hat das Gefühl, jedes Neue wird von ihm eingeführt, jedes Kleid, jede Speise, jede Tugend und sogar jede Sünde muß erst von ihm bewilligt werden, ehe sie in Gebrauch kommt."*

Am klarsten zeigt das sein Gespräch mit seinem kranken Freunde Ewald in der Einleitung zu der Erzählung *„Wie der Verrat nach Rußland kam"*:

„Guten Tag, Ewald —." Ich trat an sein Fenster, wie ich immer zu tun pflegte, im Vorübergehen. „Ich war verreist." „Wo waren Sie?" fragte er mit ungeduldigen Augen. „In Rußland." „O so weit" — er lehnte sich zurück, und dann: „Was ist das für ein Land, Rußland? Ein sehr großes, nicht wahr?" „Ja", sagte ich, „groß ist es und außerdem —" „Habe ich dumm gefragt?" lächelte Ewald und wurde rot. „Nein, Ewald, im Gegenteil. Da Sie fragen: was ist das für ein Land? wird mir Verschiedenes klar. Zum Beispiel, woran Rußland grenzt." „Im Osten?" warf mein Freund ein. Ich dachte nach: „Nein." „Im Norden?", forschte der Lahme. „Sehen Sie", fiel mir ein, „das Ablesen von der Landkarte hat die Leute verdorben. Dort ist alles plan und eben, und wenn sie die vier Weltgegenden bezeichnet haben, scheint ihnen alles getan. Ein Land ist aber doch kein Atlas. Es hat Berge und Abgründe. Es muß doch auch oben und unten an etwas stoßen." „Hm —" überlegte mein Freund. „Sie haben recht. Woran könnte Rußland an diesen beiden Seiten grenzen?" Plötzlich sah der Kranke wie ein Knabe aus. „Sie wissen es", rief ich. „Vielleicht an Gott?" „Ja", bestätigte ich, „an Gott." „So" — nickte mein Freund ganz verständnisvoll. Erst dann kamen ihm einzelne Zweifel: „Ist denn Gott ein Land?" „Ich glaube nicht", erwiderte ich, „aber in den primitiven Sprachen haben viele Dinge denselben Namen. Es ist da wohl ein Reich, heißt Gott, und der es beherrscht, heißt auch Gott. Einfache Völker können ihr Land und ihren Kaiser oft nicht unterscheiden; beide sind groß und gütig, furchtbar und groß." „Ich verstehe", sagte langsam der Mann am Fenster. „Und man merkt in Rußland diese Nachbarschaft?" „Man merkt sie bei allen Gelegenheiten. Der Einfluß Gottes ist sehr mächtig. Wieviel man auch aus Europa bringen mag, die Dinge aus dem Westen sind Steine, sobald sie über die Grenze sind. Mitunter kostbare Steine, aber eben nur für die Reichen, die sogenannten ‚Gebildeten', während von drüben aus dem andern Reich das Brot kommt, wovon das Volk lebt."

Rußland — das Land unter Gott. Keine zwei Jahrzehnte später war in dem gleichen Rußland die bolschewistische Oktoberrevolution ausgebrochen und versuchte durch die Gottlosenbewegung dem Gottesglauben den Todesstoß zu versetzen. Hat Rilke denn gar nichts von diesen kommenden Dingen, die Rußland völlig umwälzen sollten, gespürt? In sein Rußlandbild paßte es wenigstens nicht hinein. Seltsam starr und verbissen klingt es, wenn er in einem Gespräch mit seinem Freunnd Ewald sagt:

„Es war zur Zeit, als man im südlichen Rußland um die Freiheit kämpfte." „Verzeihen Sie", sagte Ewald, „wie ist das zu verstehen — wollte sich das Volk etwa vom Zaren losmachen? Das würde nicht zu dem passen, was ich mir von Rußland denke,

und auch mit Ihren früheren Erzählungen im Widerspruch stehen. In diesem Fall würde ich vorziehen, Ihre Geschichte nicht zu hören. Denn ich liebe das Bild, welches ich mir von den Dingen dort gemacht habe, und will es unbeschädigt behalten."

Und doch scheint es wie eine traurige Vorahnung dessen zu sein, was die bolschewistische Revolution über das russische Land und seine Bewohner brachte, wenn Rilke im Dezember 1906 — also ein Jahr nach der ersten russischen Revolution infolge des verlorenen Krieges gegen Japan — an seine Frau schreibt: „*Mir ist ein wenig wie dem russischen Volke zumute, von dem Fernerstehende oder Mißtrauischgewordene auch sagen, es müsse endlich aus seiner bisherigen Entwicklung heraus auf den normalen Bildungsweg herübergezogen werden und die Wirklichkeit ins Auge fassen, um zu etwas zu kommen. Und zu etwas käme es dann ja auch, ganz gewiß. Wie die westlichen Leute zu etwas gekommen sind, zu dem und jenem, von einem zum anderen. Ob es aber zu dem Einen käme, wonach allein, über alles fort, seine Seele verlangt? Ich glaube, daß es dann ganz davon abgetrennt wäre und für immer. Soll denn aber gar niemand auf dieses Eine zugehen dürfen, nach welchem auch noch die Verzichtenden, in ihrem Verzichte selbst, so sehr begehren?*"

Hans-Christian Brandenburg: YOUNG RILKE AND RUSSIA (Synopsis)

Rainer Maria Rilke, born in Prague in 1875, was one of those men in whom the unity of European culture was alive at the turn of the century. Stefan George, 7 years older and born in the Rhineland, lived only on the traditions of Western Europe, Russia, to him, was "something strange, dangerous, even terrible". But to Rilke Russia was to mean the birth of the poet in him. He had been in Italy in 1897 and 1898, but it was not here that the Temple of the Muses was thrown open, it happened, only two years later, in Russia, "his homeland and Heaven".

With Louise Andreas-Salomé, born in Petersburg in 1861, the woman Nietzsche wooed in vain, and with her husband, Rilke sets out for Russia on April 24th, 1899. On Maundy-Thursday they arrive in Moscow, and Rilke is overwhelmed by the Russian Easter-week, the greatest festival of the Orthodox Church. "When I first arrived at Moscow", he writes, "everything was known to me and familiar from of old. At Easter it was. There it touched me as my Easter, my spring, my bells. It was the city of my oldest and deepest remembrances, it was continuous reunion and beckoning: It was home." In the seven days in Moscow he meets Count Leo Tolstoi, who deeply impresses him, Ilja Repin, the lady-writer Sofia Nikolajewna Schill, and Professor Leonid Pasternak, the father of the Nobel-prize winner of our days. Then he goes to Petersburg where he stays for six weeks, weeks "full of pictures and men", but he is not so deeply moved as in Moscow. At the end of June he returns to Germany. In his "Buch vom mönchischen Leben", the first part of "Das Stundenbuch", these impressions are laid down (see German quotation).

In the 10 months till his second Russian journey Rilke studies the Russian language and everything Russian, the Orthodox Church, art ,literature, history etc. Nikolai Gogol seems to have had a great influence upon him, as "Geschichten vom lieben Gott" show. On the 11th May, 1900, Rilke is in Moscow again, again accompanied by Lou Andreas-Salomé. This time he stays here for 3 weeks, and mastering the language, he now makes many contacts with artists, scientists, and writers. At the end of May he goes to South Russia via Tula and Jasnaja Poljana. Tolstoi's home. He visits Tolstoi, the German text gives Rilke's report on that visit. Then he spends 2 weeks in Kiew, and here he again experiences Russia's deep piety; in the midst of the pilgrims he walks in processions with a consecrated candle in his hand and attends the solemn services in the monasteries. These experiences find expression in "Das Stundenbuch", above all in "Das Buch von der Pilgerschaft" (see quotation in the German text). In June he proceeds to the Ukraine, where the steppe with its immensity impresses him deeply, as shown in the 3 Russian stories in "Geschichten vom lieben Gott" and some poems. At Saratow he reaches the Volga and goes up the river as far as Jaroslawl for a week, passing Samara, Simbirsk, Kasan and Nishnij-Nowgorod. A passage quoted from "Das Buch der Pilgerschaft" in the German text reflects these experiences; and in his diary he wrote 4 weeks later: "... One experiences: Land is great, water is something great, and great, above all, is the sky. What I saw before was only a picture of land and river and world. But here everything is itself."

Near Jaroslawl he lives in a peasant's hut for 3 days and sees the mushik's simple, god-fearing life. In July he spends a fortnight in Moscow and then goes to Zawidowa/Twer to live with the popular poet Droshin and Count Nikolai Tolstoi; via Nowgorod he continues his journey to St. Petersburg where he spends 3 weeks. After a journey of 15 weeks he returns to Germany at the end of August.
In the autumn of 1900 Rilke confesses he contemplated to live in Russia for good; this plan is given up, but to the end of his life he continues to be deeply connected with Russia. He has translated Dostojewski, Droshin, Gogol, Lermontow, Tolstoi, Tschechow, and the "Lied vom Heereszuge Igors" (1902; see Inselbücherei Nr. 689, Leipzig).

Rilke owes to Russia immensely. Here his vision of God has come to him that made him a poet. Even his handwriting changes becoming secure and well-shaped. And above all, a new creative period is brought on: In 1899 his "Geschichten vom lieben Gott" and the first part of "Das Stundenbuch", "Das Buch vom mönchischen Leben" are written. In the same year he writes down "Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke" in one night. In the next year "Requiem", and in 1901 the 2nd part of "Das Stundenbuch", "Das Buch von der Pilgerschaft", follow, the latter the most immediate reflection of his Russian experience. In 1902 he publishes "Das Buch der Bilder", and in the next year he concludes "Das Stundenbuch" with " Das Buch von der Armut und vom Tod". Then his "Neue Gedichte" follow.

What was it in Russia that made such a deep impression on Rilke? To him Russia is the country which is immediately under God, it has not idolised emancipated man as the West has done. To prove this several quotations are adduced.

Russia — the country under God. Hardly two decades later the October Revolution broke out and soon the Atheist Movement tried to kill all belief in God. Had Rilke no presentiment of these coming things? How much rigidity is in Ewald's fending reply when he is told of people in Southern Russia wanting to be free of the Czar (in the tale "Wie der Verrat nach Russland kam"): "... In this case I should prefer not to listen to your story. For I love the picture I have made for myself of the things there, and wish to keep it undamaged." This is Rilke's own attitude. He is convinced that Western ideas do not agree with the Russian soul, and that the Western way is not Russia's way. A letter he wrote in 1906 to his wife after Russia had lost the war against Japan, also expresses this conviction, it is quoted in the German text.

Franz Nabl

Böhmisches Intermezzo

Der Onkel aus Böhmen

Es soll wirklich „Böhmisches Intermezzo" heißen, denn damals, als es sich abspielte, gab es noch ein Kronland und Königreich Böhmen. Und das Wort „Tscheche" hatte, im Mund des deutschsprechenden Österreichers, eine leicht herabsetzende Tonfärbung. Die Bezeichnung „Böhme" dagegen klang durchaus anerkennend, nur wenn der Umlaut als helles „E" und ohne Dehnungs-„H" gebracht wurde, das ganze Wort also kurz und abfertigend wie der bekannte Revolutionsgeneral Bem von Anno 1848, erst dann empfing es eine Beimischung von durchaus nicht bös gemeintem Spott. Und die Betroffenen nahmen es auch keineswegs übel, sie strömen in großen Mengen aus ihrer Heimat über die Grenze und die „Taborlinie" nach Wien, geschätzt als Gewerbetreibende, als Schuster und Schneider vor allem, und ein bürgerlicher Haushalt, der eine tüchtige böhmische Köchin besaß, der hielt sich darauf was zugute, und bei ihm zum Essen geladen zu sein, wurde von manchem Feinschmecker erstrebt und hoch angerechnet. Was Wunder, daß nicht weniger als vier Bahnlinien nach Böhmen führten, die Franz-Josefs-Bahn, die Nordwestbahn, die Ferdinands-Nordbahn und die Staatsbahn. Es gab kein Lebensmittelgeschäft, das nicht, wenigstens dem Namen nach, den berühmten Prager Schinken angeboten, kein halbwegs reputierliches Gasthaus, das nicht das ebenso berühmte Pilsener Bier ausgeschenkt hätte. Und das häufig gebrauchte Scherzwort „wenn in Wien, in Graz oder Linz zehn Leute beisammensitzen, so sind elf davon Deutschböhmen" — noch fehlte im landläufigen Sprachschatz der Ausdruck „Sudetendeutsche" —, erschien nicht völlig aus der Luft gegriffen.

Daß auch meine Familie zu diesen Eingewanderten zählte, habe ich gelegentlich erwähnt, und daraus ergab sich die übliche altösterreichisch verwandtschaftliche und freundschaftliche Verknüpfung von Kronland zu Kronland. Da hängt vor mir über dem Schreibtisch eine handkolorierte Biedermeier-Daguerreotypie, ein behäbiges Ehepaar, die Frau mit Spitzenhaube, der Mann in Vatermördern und buntgewürfelter Weste. Es sind die Großeltern meiner 1853 geborenen Mutter, der biedere Bierbrauer Koloros und seine Frau, und der Gedanke an Nationalitätenhaß versinkt, wenn man die beiden betrachtet, abgrundtief. Unter anderem saß uns im südwestlichen Viertel von Böhmen, zwischen den Städten Pilsen und Beraun, ein Onkel und Landgutbesitzer. Ob die Verwandtschaft sich von Mutters oder von Vaters Seite her schrieb, weiß ich nicht, obwohl der Onkel — er führte den Namen Detsch — einer meiner Taufpaten war. Ich kannte ihn nur aus dem Lichtbilderalbum als vollwangigen und vollbärtigen älteren Herrn mit Brillengläsern. Seit wir in meinem dritten Lebensjahr nach Wien übersiedelt waren, hatte der persönliche Verkehr mit ihm aufgehört, doch schickte er alljährlich zu Weihnachten Geschenke, und zwar für die Eltern jedesmal eines der damals so beliebten, zum Verstauben auf dem Salon-

tisch bestimmten Prachtwerke, etwa „Ägypten" von Georg Ebers, Ariosts „Rasender Roland" mit Bilderschmuck von Doré oder Goethes „Faust" mit den Kaulbachschen Illustrationen, und für mich, mochte ich darüber auch schon hinausgewachsen sein, den jeweils neuen Jahrgang von „Herzblättchens Zeitvertreib". Diese nie gelesenen Folianten so gut wie die regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben des Kinderbuches sind längst den Weg alles Irdischen gegangen, nur die Tauf- und Patengabe des Onkels verwahre ich in der Vitrine, ein silbernes Kaffeeservice. Zwei Kännchen mit altersbraunen Elfenbeinhenkeln und hübsch ziselierten Füßchen neben einer ebenso zierlichen Zuckerdose auf silberner Untertasse und jedes einzelne Stück mit den eingravierten verschlungenen Anfangsbuchstaben meines Namens versehen. Im übrigen wären aus dem verwandtschaftlichen Verhältnis zu diesem Onkel kaum ernsthaftere Folgen entstanden, hätte mein zweitältester Bruder nach Abschluß des Untergymnasiums nicht alle Lust verloren, das Studium an der humanistischen Mittelschule fortzusetzen. Vielleicht lockte ihn, aus mangelnder Freude an dem einmal eingeschlagenen Bildungsgang, der einstige Beruf des Vaters, vielleicht schwebte ihm auch nur das völlig freie Herumschweifen mit der Büchse in den Bergwäldern unseres kleinen Voralpengutes wie ein flackerndes Irrlicht vor, — wie dem auch gewesen sein mag, eines Tages erklärte er, lieber eine landwirtschaftliche Schule zu besuchen, als das Studium am Gymnasium beenden zu wollen. Seltsamerweise zeigte der sonst jeglichem Wankelmut unzugängliche selbstherrliche Vater sich diesem Gedanken nicht von vornherein abgeneigt. Wahrscheinlich gloste auch in ihm noch ein Erinnerungsfunke an die eigene Vergangenheit als Güterdirektor des Fürsten Thurn und Taxis, und sein heimlicher Schimmer machte ihn nachgiebiger. Daß unser bescheidenes Gebirgsgut den landwirtschaftlichen Bestrebungen des Bruders keine Aussichten bot, das konnte der Vater sich nicht verheimlichen. Feldfrucht gelangte dort ebensowenig zur Reife wie Obst, der Waldbestand war viel zu gering, um durch Holzhandel Gewinn zu verheißen, so blieb etwa nur Viehzucht, und an die hatte der Vater schon selbst gedacht. Er hatte eine herrlich gelegene, weit ausgedehnte Alm zu unserem Besitz dazugekauft und einen neuen Stall für mindestens zwanzig Rinder gebaut. Trotzdem war er zu erfahren, um nicht zu erkennen, daß ein solcher Betrieb wohl einen nebenherlaufenden Zeitvertreib, aber niemals einen ausfüllenden Lebensinhalt gewähren würde. Wenn er also den plötzlich auftauchenden Umschwung in den Plänen meines Bruders nicht kurzerhand im Keim zu ersticken versuchte, so geschah es wohl deshalb, weil er sich zutraute, gestützt auf noch fortwirkende Beziehungen zum adeligen Großgrundbesitz, dem Sohn eine ähnlich gesicherte und auskömmliche Anstellung zu beschaffen, wie er selbst sie betreut hatte. Und nun ereignete sich einer jener Zufälle, die man viel lieber als Fügung oder Vorbestimmung bezeichnen möchte. Der alljährlich zu Weihnachten Bücher spendende Onkel Gutsbesitzer starb eines plötzlichen Todes, und da er ein eingefleischter Hagestolz gewesen war und keine anderen näheren Verwandten hinterließ, trat an den Vater die Frage heran, ob er das verwaiste Gut im Erbwege zu übernehmen gedenke. Vermutlich hätte er rasch entschlossen abgelehnt, zumal der Besitz für ziemlich hoch verschuldet galt. Allein der Wunsch meines Bruders nach dem landwirtschaftlichen Beruf ließ ihn doch den Gedanken an eine Übernahme in Erwägung ziehen. Er reiste nach Böhmen zu genauer Besichtigung des Anwesens, und weil er

feststellen konnte, daß die sehr fruchtbaren Rüben- und Getreideböden einem tüchtigen Landwirt gar wohl eine genügende Lebensgrundlage liefern könnten, entschloß er sich, die Erbschaft anzutreten. Daß mein Bruder zuletzt doch nicht bei der Stange bleiben würde, davon ahnte dieser selbst damals noch nichts. Er fühlte sich im Gegenteil schon ganz als künftiger Gutsherr und bestand die landwirtschaftliche Schule mit vorzüglichem Erfolg. Als es aber so weit war, hatte er einstweilen seine Leidenschaft für das Studium der Chemie entdeckt und damit gewiß den ihm vorbestimmten Beruf. Sonst wäre es ihm kaum gelungen, alle sich auftürmenden Schwierigkeiten zu überwinden. Das ordentliche Hochschulstudium in Österreich blieb ihm, dem die Reifeprüfung fehlte, verwehrt. Er besuchte zunächst das Politechnikum in Zürich und dann eine norddeutsche Universität. An ihr erwarb er den Doktorhut und entwickelte sich in raschem Aufstieg als Sprengmechaniker und Ballistiker zu einem hochangesehenen Fachmann auf dem Gebiet des Munitionswesens. Damals freilich lag das alles noch hinter verhüllenden Zukunftsschleiern und konnte daher nicht verhindern, daß sich durch die Übernahme des Gutes, vorübergehend wenigstens, wieder eine Brücke zur alten Geburtsheimat spannte. Betreten wurde sie allerdings nicht allzu häufig. Vom Herbst bis zum Frühjahr lag sie unbenützt da, die Bewirtschaftung des Gutes blieb einem Verwalter anvertraut, und nur im Hochsommer, zur Erntezeit, brachte der Vater mit einem meiner älteren Brüder in Hudlitz — so hieß der Besitz — einige Wochen zu. Ich vermute jedoch, daß die Ausübung der Niederjagd, für die sich in den Bergen keine Gelegenheit fand, eine stärkere Anziehungskraft ausstrahlte als der eigentliche Gutsbetrieb. Durch diese Neuerungen tiefer berührt worden zu sein, daran kann ich mich nicht erinnern. Dazu hatte ich mich schon viel zu innig in das Sommerleben auf dem Gebirgsgut eingewöhnt. Und noch etwas spielte dabei sicher eine entscheidende Rolle: meine Verbundenheit mit der Mutter, die ja, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde, aus der wachsenden Unstimmigkeit zwischen den Eltern entsprang und mich auf die duldsamere mütterliche Seite drängte. Und die Mutter verriet auch nicht die Spur einer Teilnahme für das zugefallene Erbgut in Böhmen. Daß sie den Wunsch gefühlt oder gar geäußert hätte, dort im Sommer einmal einige Wochen zuzubringen, lag außerhalb jedes möglichen Gedankens. Das förderte meine eigene Gleichgültigkeit, und wären nicht, vor allem im Herbst, immer wieder Sendungen edler, auf dem Gut gezogener Obstsorten und innerhalb seines Gebietes erlegter Wildgattungen zur Bereicherung unserer Tafel eingetroffen, hätte sich das so unvermutet aufgetauchte Stücklein der verflossenen Heimat bald wieder aus meinem Vorstellungskreis verloren.

Auf welche Weise es in jenem Sommer, in dem ich mein dreizehntes Lebensjahr vollendete, für mich dazu kam, einen Teil der Ferien mit dem Vater und dem ältesten Bruder in Böhmen anstatt im Gebirge zuzubringen, weiß ich heute nicht mehr und werde es damals ebensowenig gewußt haben. Wir Buben, auch die beiden Großen, wurden ja kaum gefragt, was wir wollten oder nicht wollten. Wir hörten bloß, der Vater habe dies oder jenes beschlossen, und daß die Mutter Einspruch erheben könnte, war keineswegs zu erwarten. Ich nahm also auch diese Entscheidung hin wie etwas Unabänderliches, ohne jede Vorfreude, ja eher mit heimlichem Bedauern, weil ich nun für die Hälfte des Sommers auf das ersehnte, seit der Vater im August

auf dem böhmischen Gut weilte, völlig unbeschränkte Forellenangeln und Herumstreifen im Bergwald würde verzichten müssen. Zu sagen, daß ich nicht die leiseste Neugier auf den bevorstehenden unbekannten Schauplatz empfunden hätte, wäre gelogen gewesen. Seitdem meine Teilnahme an der Reise nach Böhmen feststand, suchten die Brüder aus ihren schon geschöpften Erfahrungen mir allerhand winkende Genüsse, zum Teil wohl in übertriebener Form, zu schildern und begehrenswert zu machen. Sie erzählten von den köstlichen Früchten, die man da selbst von den Bäumen pflücken konnte, von den ergebnisreichen Hasen- und Rebhuhnjagden, und nicht zuletzt von dem lustigen, lärmenden Treiben während des alljährlich gefeierten Erntefestes. Ich wäre kein ahnungsloses und doch schon ein wenig lebenshungriges Kind gewesen, hätten solche Anpreisungen trotz eines heimlichen inneren Widerstrebens nicht einen uneingestandenen Anreiz auf mich ausgeübt. Beinahe ins Ereignishafte steigerte er sich allerdings durch etwas ganz anderes, durch etwas, das nur mittelbar mit all dem zusammenhing. Das war die fünf oder sechs Stunden dauernde Reise mit dem Schnellzug der Franz-Josefs-Bahn von Wien nach Prag. Eisenbahnfahrten bildeten die größte Wonne meines damaligen Alters, und wie selten und in welch bescheidenem Ausmaß waren sie mir vergönnt! Die Übersiedlung nach Wien und im nächsten Sommer eine Reise ins Salzkammergut waren aus dem Gedächtnis des Knaben gelöscht, als hätten sie sich nie ereignet. Und die jedes Jahr wiederholte Fahrt nach und von unserem Gebirgsgut wurde nur mit dem Personenzug angetreten und währte auch da alles in allem knapp zwei Stunden. Viel zu kurz also, um das ersehnte Glück so richtig auszukosten. Aber einen geschlagenen halben Tag aus dem bezaubernd langen D-Zugwagen nicht herauszukommen, durch die meisten Stationen ohne Aufenthalt durchzurasen und hochmütig auf die dort den nächsten armseligen Bummelzug erwartenden Reisenden herabzublicken, das lohnte sich, das mochte einem manche dahinter lauernde Bänglichkeit in Kauf nehmen lassen. Als Sohn des Gutsherrn würde ich beim Erntefest tanzen müssen, hatten die Brüder mir schadenfroh angekündigt, und die Aussicht darauf bedrückte mich von all den bevorstehenden, noch ungewissen Dingen am schwersten. Aber ein gütiges Schicksal eröffnete mir einen Ausweg. In jenen Jahren verging kein Tag, an dem nicht ein Leiermann — Werkelmänner nannte man sie in Wien — seine Drehorgel in den weitläufigen Hof des von uns bewohnten Zinshauses geschoben hätte, um mit den wahllos durcheinandergewürfelten Darbietungen seine Almosen, aus den Fenster geworfene, in Papier gewickelte Kupfermünzen, einzuheimsen. Das bot unserem mitleidigen, mit meinem Kummer vertrauten böhmischen Dienstmädchen Gelegenheit, mich in die Geheimnisse des Walzers und des Polkatanzes einzuweihen. Mit dem Walzer wollte es zwar nicht recht gelingen, mit der Zweischrittpolka dagegen fand ich mich halbwegs zurecht. Und das sei die Hauptsache, tröstete die Lehrerin, denn der wahre und wichtigste böhmische Tanz sei ja doch nur die Polka. Von der schlimmsten Bedrückung erlöst, durfte ich mich der erwünschten Schnellzugsreise jetzt erst so richtig freuen. Für das Erntefest aber wurden mir aus einem grauen Anzug des Vaters, damit ich mich würdig in den Rahmen einfügen könne, die erste lange Hose und dazu ein langgeschwänztes Jackett — Cut würde man heute sagen — zurechtgeschneidert.

Tanz und Todesangst

Das Herrenhaus des böhmischen Gutes war nicht so stattlich und geräumig wie das unseres Gebirgsbesitzes, des Gstettenhofs. Abgesehen davon, daß zu ebener Erde der Verwalter seine Kanzlei und seine Dienstwohnung innehatte, umschloß es nur halb so viele Zimmer. Doch während sich um die beiden Veranden und um die Parterrefenster des Gstettenhofs gewöhnlicher Wildwein rankte, zogen sich um die Mauern des böhmischen Schlößchens Obstspaliere bis unters Dach hinauf. An ihnen reiften Nektarinen, eine besondere, wenig bekannte Sorte von grünen, glatthäutigen Pfirsichen, und es war für ein Stadtkind schon ein kleines Erlebnis, am Morgen nach dem Erwachen das Fenster zu öffnen und sich aus dem Laub darunter eine herrlich schmeckende Frucht zu pflücken. An der Vorderseite des Gebäudes, an den Tragsäulen eines Balkons, war wiederum eine andere Gattung von Pfirsichen angepflanzt, die Früchte groß wie eine starke Männerfaust trug. Zur Zeit ihrer Reife sollte der verstorbene Oheim immer ein Kistchen voll einer in der Nachbarschaft, unweit des Böhmerwaldes hausenden Prinzessin Fürstenberg verehrt und von ihr als Gegengabe einen geschossenen ganzen Hirsch empfangen haben. Die Überlieferung wirkte allerdings zu legendär und wurde zu unserer Zeit nicht mehr fortgeführt. Wir verzehrten die gewaltig großen Pfirsiche lieber selbst und verzichteten gern auf den prinzeßlichen Hirschbraten, denn die selbsterlegten Hasen und Rebhühner kamen oftgenug auf den Tisch und ließen den Wunsch nach mehr Wildpret nicht rege werden.

Jetzt, bei der Rückschau, könnte ich mich, wenn ich an jene Sommerwochen in Böhmen zurückdenke, leicht der Untreue gegen mich selbst bezichtigen, wüßte ich nicht, daß man gegen ein Kind, und das war ich mit meinen dreizehn Jahren noch, niemals so harte Anschuldigungen erheben darf. Schon die erste auf dem Gut verlebte Woche ließ mich den gewohnten Aufenthalt im Gebirge zwar nicht völlig vergessen, immerhin gab sie mir das Gefühl eines ebenbürtigen Ersatzes. Oder, um es vielleicht genauer auszudrücken, sie gab mir andere und neue Dinge, die nur hier möglich waren, und ich gestehe gern, daß ich sie kaum vermißt hätte, wenn sie mir versagt geblieben wären. Von den bisher ungeahnt köstlichen, mir gleichsam ins Zimmer wachsenden Früchten habe ich schon erzählt, und niemand wird die Glückseligkeit über solchen Segen für ein Kind verkennen. Und daß ich mich anstatt mit einem Hund, wie auf dem Besitz in den Bergen, hier gleich mit dreien herumtreiben konnte, mit der wunderschönen Neufundländer Hündin Sylva und den beiden Vorstehhunden Pars und Bocke, auch die Lust daran wird dem Buben jeder einsichtige Mensch nachempfinden.

Einen Vorgeschmack von dem vor kurzem noch mit leisem Bedenken erwarteten Erntefest bekam ich bei einer der ersten mit dem Vater und dem Bruder unternommenen Streifen auf Rebhühner. Selbst an der Jagd beteiligen durfte ich mich noch nicht, doch war es aufregend genug zu beobachten, wie die Hunde über die Wiesen und einige schon abgeerntete Felder hin suchten, plötzlich mit hochgehobener Vorderpfote wie angewurzelt stehenblieben — ein Zeichen dafür, daß sie ein Hühnervolk vor sich witterten —, und auf das „Prrr!", den scharfen Lippenlaut des Jägers, das geflügelte Wild aufscheuchten. Schüsse knallten, Hühner sackten zwischen stiebenden Federn zu Boden und wurden von den Hunden mit dem Maul behutsam aufgehoben und den Schützen zugetragen. Zuletzt kam die Reihe an mich, die er-

legten Vögel mit den Köpfen durch zierliche Lederschlingen zu ziehen und mit dem allmählich größer werdenden Bündel hinter den Jägern herzustolzieren. Es mußte mir jedoch noch ein anderes Ereignis bevorstehen, denn wozu hätte der Vater sonst zu Beginn der Jagd dem Bruder und mir je einen blanken Silbergulden eingehändigt mit dem Bemerken, wir würden seiner im Lauf des Vormittags benötigen. Wofür, das wurde nicht verraten, und so zitterte während des ganzen Weges neben der durch das Aufstöbern und Schießen der Hühner hervorgerufenen Erregung noch eine andere geheimnisvolle Spannung in mir nach. Sie befreite sich, als wir ein Getreidefeld betraten, auf dem die Ernte in vollem Gange war. Aus der Mitte der Arbeitenden lösten sich drei junge Mädchen und schritten feierlich auf den Vater, auf den Bruder und auf mich zu, jede einen Holzteller mit einem Glas Wein inmitten eines Kranzes von Getreideähren, Mohnblüten und Kornblumen vor sich hertragend. Knapp vor uns blieben sie stehen und kredenzten uns den zierlich bekränzten Trunk, indem sie mit lauter, eintöniger Stimme einen alten Reim in böhmischer Sprache dazu hersagten. Nun wußte ich, welche Bewandnis es mit dem Silbergulden hatte. Wie ich es beim Vater und beim Bruder sah, nahm ich das Glas entgegen, leerte es, gab es zurück und legte die blinkende Münze zwischen die Ähren und Blüten des Gewindes. Ich war noch sehr, sehr jung und völlig ahnungslos, und doch fühlte ich die eigenartige Schönheit des vor mir stehenden, mich starr anblickenden Geschöpfs. Es besaß ein feines, schmales Gesicht und, in seltsamem Gegensatz zu dem weizenblonden Haar, ganz dunkle Brauen über den hellgrauen Augen. Mein unbewußtes Wohlgefallen an diesem Antlitz war mir leicht anzumerken, und jetzt traf mich wie ein erweckender Peitschenschlag der lachende Anruf des die Arbeiter beaufsichtigenden Verwalters: „Mir scheint, die Ruschena gefallt dem Jungherrn!“ Ich fühlte mir heiße Glut in die Wangen steigen und wendete mich rasch von dem Mädchen ab, doch bemerkte ich, wie auch der Vater und der Bruder über die plump zutappenden Worte des Gutsverwalters schmunzelten.

Die Jagd ging weiter, aber das unbedeutende, von mir nicht gesuchte, mir gleichsam aufgezwungene Erlebnis sollte damit noch nicht sein Ende erreicht haben. Etwa eine Woche später fand das Erntefest statt. Die Arbeiter, angeführt von einer Bande böhmischer Musikanten, zogen am späteren Nachmittag vor dem Herrenhause auf, und der Vater eröffnete den Tanz mit der Frau des Gutsverwalters in der schön gewölbten Toreinfahrt. Nach ihm tanzte der Bruder mit der Frau des Wildhüters, und dann, während ich mich schon gerettet wähnte, rief der Verwalter mit schallender Stimme: „Der Jungherr allein!“ Und nun trat das gleiche schöne Mädchen, das mir auf dem Feld den Willkommtrunk geboten hatte, ebenso ernst und feierlich wie bei jenem Anlaß, auf mich zu und holte auch mich zum Tanz. Und ich tanzte mit ihr, sicher und bedächtig von ihr geführt, zuerst einen wehmütigen slavischen Walzer, dessen Weise mir noch heute Takt für Takt in den Ohren klingt, und zuletzt, selbstsicherer geworden, einen lustigen Zweischritt. Warum der Vater und der Bruder dabei hellauf lachten — die anderen hätten es bestimmt auch gern getan, wagten es aber dem Sohn des Gutsherrn gegenüber nicht — das hinterbrachte man mir erst später. Die langen Schöße meines Jacketts sollen während meines immer munterer werdenden Hüpfens hinter mir hergeflattert sein wie die Schwanzfedern eines aufgeregten Gockels. Am Abend wurde dann der eigentliche Erntetanz im Dorfwirts-

haus abgehalten, und auch da durften der Gutsherr und seine Söhne nicht fehlen. Wir blieben nicht allzulange, aber solange wir anwesend waren, tanzte das blondhaarige Mädchen mit den dunklen Brauen über den grauen Augen mit niemand anderem als mit mir allein. Der törichte, unreife Knabe nahm es hin, ohne darüber nachzudenken. Erst viel später, nach Jahren erst, wehte die Erinnerung an dieses, sicherlich vom Verwalter angeordnete, tyrannische Gebot mich an wie ein Nachhall aus den Zeiten der Leibeigenschaft.

Bei der Niederjagd hatte ich selbst nicht richtig mittun dürfen. Ich konnte mich nur als Ehrentreiber und Beutejäger betätigen, und auch das bloß in beschränktem Ausmaß, denn wenn die Strecke an Rebhühnern sehr reichlich ausfiel oder wenn gar einige Hasen geschossen wurden, dann sprang der Wildhüter für mich ein, weil meine Kräfte allein zum Fortschaffen kaum genügt hätten. Auf's Weidwerk aber war ich eifrig erpicht, und hier, auf dem böhmischen Gut, bot sich mir nun Gelegenheit, es mit dem Flobertgewehr — in seiner minderwertigsten Form allerdings — nach Herzenslust auszuüben. In den Tagen der Getreide- und Obstreife waren Feld und Garten von unübersehbaren Spatzenschwärmen bevölkert, und mochte der von ihnen angerichtete Schaden auch nicht ernsthaft ins Gewicht fallen, so wurde er doch immer wieder beredet und beklagt. Die Erwachsenen dachten freilich nicht daran, die allenthalben herumschwirrenden und vorlaut schilpenden Gaudiebe selbst zu bekämpfen. Eines Rebhuhn- und Hasenjägers wäre das wohl nicht würdig gewesen. Für einen Jungen dagegen, der bei der Feldjagd eben nur mitlaufen und die geschossenen Hühner in der Schlinge nachschleppen durfte, für den bedeutete es am Ende einen Aufstieg, mit einem harmlosen Flintchen die Spatzen zwar nicht auszumerzen — das wäre kaum möglich gewesen —, aber sie doch wenigstens trotz ihrer Keckheit allmählich aus dem Gartenbereich zu verscheuchen. So ließ ich die Großen leichten Herzens allein hinter den Hunden über die Ackerbreiten stolpern und lauerte rund um das Herrenhaus und in dem angrenzenden Gartenteil unermüdlich auf Spatzen. Allein so leicht wie ich es mir gedacht hatte, sollte diese dürftige Form des Weidwerks mir nicht gemacht werden. Die graubraunen Schelme waren sehr schlau und wurden, sobald sie die Verfolgung merkten, von Tag zu Tag vorsichtiger und scheuer, so daß es mir nur selten und nur unter Anwendung aller möglichen Listen gelang, auf einen von ihnen zum Schuß zu kommen. Um so stolzer war ich auf die spärlich erzielten, gelegentlichen Erfolge. In kindlicher Prahlsucht schrieb ich darüber der Mutter, die mit dem mittleren Bruder auf dem Gebirgsgut weilte. Sie antwortete betrübt und mahnte mich zu Nachsicht und Tierliebe, indem sie mir zu bedenken gab, daß auch die Spatzen ihr Anrecht auf's Dasein hätten und daß sie den ganzen Winter über, wenn viele andere Vögel uns im Stich ließen und nach dem wärmeren Süden auswanderten, tapfer bei uns durchhielten. Damals wollten mir solche Erwägungen nicht einleuchten, heute und schon seit langem versuche ich meine Jugendsünde zu büßen und gönne im Winter den Spatzen ihr Futter mit der gleichen Freude wie den Finken und Meisen. Im übrigen war mein weidmännischer Tiefpunkt mit der Spatzenjagd noch nicht erreicht. Der altgewordene Beherrscher des Haushühnervolkes, ein stattlicher weißer Hahn mit gewaltig aufgebogenen Sporen, hatte ausgedient. Er mußte einem jüngeren Nachfolger weichen und sollte in den Suppentopf geliefert werden. Nun redeten der Vater und der Bruder, innerlich belustigt, mir ein, ich möge dem zum Abgang verurteilten Pascha das schmähliche

Schlachtmesser ersparen und ihm einen würdigen, ehrlichen Tod mit der Kugel bereiten. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und weil das arme Opfer, als ich den Wirtschaftshof betrat, gerade auf der höchsten Höhe des Düngerhaufens stand, mußte ich ihn wohl oder übel mit meinem Flobertkügelchen von dieser erhabenen Stelle herunterholen. Hat Sankt Hubertus im Himmel dazu gelacht oder hat er, beschämt ob solcher Entweihung, die Hände vor's Gesicht geschlagen? Ein Heiliger müßte wohl Verständnis für die Torheiten eines Kindes haben. Gleichwohl wurde ich mir allmählich der unrühmlichen Art meines Weidwerkes bewußt und begann, mich nach edlerem Wild umzusehen, als nach Sperlingen und nach vom Düngerhaufen herabkrähenden Hähnen. Schon öfter hatte ich im Hausgarten einen mir noch unbekannten Vogel beobachtet. Er schien ein wenig größer als die Spatzen und bot mit seiner hellgrauen Brust und dem rötlich-braunen Rücken einen fast farbenprächtigen Anblick. Durch seinen kurzen, schnarrenden Ruf lockte er schon von weitem die Aufmerksamkeit auf sich. Da er aber sehr scheu war, ließ er mich nie nahe an sich herankommen. Doch wenn es mir auch gelungen wäre, hätte ich nicht gewagt, mein Gewehr nach ihm zu richten, denn jetzt wußte ich schon, daß mit Ausnahme der Spatzen alle Singvögel geschont werden sollten. Als ich einmal gemeinsam mit meinem Bruder im Garten herumstreifte, zeigte ich ihm den schönen Fremdling, und da belehrte er mich, es sei ein Dorndreher oder — wie er auch genannt würde — ein rotrückiger Würger. Ein grausamer Räuber, denn er begnüge sich nicht damit, nur das an Kleintieren zu fangen, was er zur Stillung seines Hungers brauche, sondern er lege sich in Dornenhecken ganze Vorratskammern an, indem er dort seine noch lebende Beute unbarmherzig aufspieße. Das erschien mir, so unglaublich es klang, ungeheuerlich und höchst strafwürdig. Jahrzehnte später entdeckte ich eine solche Vorratskammer tatsächlich in einem Schlehenbusch. Dort gab es, fein säuberlich über die harten Dornen gezogen, nicht nur allerhand Käfer und Schmetterlinge, sondern sogar kleine Eidechsen. Allein auch ohne sichtbaren Beweis vertraute ich den Mitteilungen des Bruders und leitete mir daraus das Recht ab, dem schönen Vogel nachzustellen, und ihn mit einem wohlgezielten Schuß zu erlegen. Das war freilich keine leicht zu lösende Aufgabe. Im Hausgarten plagte ich mich damit umsonst, ich mußte den Vogel also in der Richtung verfolgen, in der er jedes Mal, von mir aufgescheucht, aus dem umgrenzten Bereich hinausflog. An die Rückseite des Herrenhauses schloß sich der breite und sehr langgestreckte Wirtschaftshof an. Seinen linken Flügel bildeten der Rinder- und der Schweinestall, im rechten war neben dem kleineren Pferdestall die Wohnung des Wildhüters untergebracht. Nach rückwärts zu begrenzte den Hofraum die mächtige Tenne, in der nun schon seit Tagen die Dreschmaschine polterte. Und durch die Tenne gelangte man in den mich damals unermeßlich dünkenden, zuletzt ins freie Feld auslaufenden Apfel- und Birngarten. Dort war, das entdeckte ich bald, der eigentliche Aufenthaltsort des Dorndrehers. Seiner habhaft werden konnte ich hier allerdings ebenso wenig wie im Hausgarten. Es schien geradezu, als wolle der Vogel mich foppen. Sobald ich halbwegs in Schußnähe kam und den Gewehrkolben an die Wange hob, schwirrte er von seinem Ast weg und lockte mich von Baum zu Baum, ohne mir Zeit zum Abdrücken zu gönnen. Gleich zu Beginn der Obstanlage, wenn man aus der Tenne heraustrat, erhob sich in diesen Tagen eine riesige Strohmiete. Sie bestand aus den ausgedroschenen Garben und war allmählich zu einer Höhe von fünf oder sechs Metern und zur Größe eines

kleinen Hauses angewachsen. Vielleicht glückte es mir, von ihr aus und schon in der Nähe der Baumwipfel, den scheuen Gesellen zu überlisten. Über eine Leiter, die außen an der Miete lehnte, erkletterte ich unbeachtet den gewaltigen Haufen — es war gerade in der Mittagspause und die Tenne von allen Arbeitern verlassen — und suchte mir ein Plätzchen, wo ich niedergeduckt abwarten wollte, ob der Würger sich in Schußweite verirrte. Und eben als ich es gefunden zu haben meinte und mich ins Stroh einzuwühlen begann, verlor ich plötzlich jeden Halt unter den Füßen und glitt durch einen engen, stickigen Schacht bis auf den Erdboden unter der Miete. Da kauerte ich nun, ohne mich recht bewegen zu können und ohne etwas zu sehen, denn das nachgiebige Stroh hatte sich über meinem Kopf wieder zusammengeschlossen. Im Anfang merkte ich kaum, was mit mir geschehen war, erst nach und nach fing ich an, zu begreifen und mir über das Verzweifelnde meiner Lage klar zu werden. Blindwütig die Finger in das Stroh einkrallend, versuchte ich, mich durch den Schacht hinaufzuarbeiten, doch alle Mühe blieb vergebens. Kaum war ich einen oder zwei Meter hochgekommen, rutschte ich wieder unaufhaltsam zurück und landete auf dem alten engen Fleck des Erdbodens. Drei- oder viermal schrie ich in panischem Schreck um Hilfe, ohne zu bedenken, daß kein Mensch in der Nähe war, der mich hören konnte. Und selbst wenn die Arbeiter nach der Mittagspause zurückkehrten, würde zugleich die Dreschmaschine ihr lärmendes Werk anheben und meine durch den Strohberg ohnehin gedämpften Schreie übertönen. Und immer neue ausgedroschene Garben würden sich über mir auftürmen, immer höher und höher würde die entsetzliche Miete wachsen und mich erbarmungslos unter sich begraben. Zog in diesen grauenvollen Augenblicken wirklich mein ganzes noch so kurzes Leben an mir vorbei? Ich kann mir keine Rechenschaft darüber ablegen, aber es mag wohl so gewesen sein. Auch an die Mutter auf dem Gebirgsgut dachte ich, dessen entsinne ich mich genau, und dessen, wie recht sie gehabt hatte mit ihrer Mahnung, ich möge den armen, unschuldigen Vögeln doch nicht mordlustig nachstellen. Wie es mir zuletzt trotz allem glückte, mich aus meinem Gefängnis zu befreien, auch darüber vermag ich heute keinen sicheren Bescheid zu geben. Jedenfalls befreite ich mich. Wahrscheinlich werde ich mich in meiner wilden Todesangst — denn nackte, jämmerliche Todesangst war es — immer von neuem bemüht haben, an der glatten Strohwand hochzuklimmen, immer tiefer und krampfhafter werde ich die Finger in die Halme eingegraben und mich ruckweise hochgeschoben haben, bis ich aufhörte, zurückzurutschen und mit dem Kopf durch die oberste Strohschichte endlich ins Freie stieß. Dann blieb ich eine lange, bange Weile auf der Miete liegen, unfähig beinahe, an die Wahrheit zu glauben, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich vor Erschöpfung und zugleich vor Glück darüber, ungehindert atmen und den Himmel über mir sehen zu dürfen, zu weinen anfing. Erst als meine Finger die harte Flinte neben mir berührten, kehrte ich in die Wirklichkeit zurück und freute mich, daß die Waffe, während ich in den Schacht versank, meiner Hand entglitten und hier oben liegen geblieben war. Denn unten, auf dem Boden des Schachtes, hätte ich sie gewiß vergessen und durch ihren Verlust mein Abenteuer verraten. Das durfte um keinen Preis geschehen. Die Erwachsenen hätten die Gefahr, in der ich schwebte, — oder täuschte ich mich darüber und war sie nur eine eingebildete gewesen? — nicht gelten lassen. Sie hätten mich verlacht und um meiner Ungeschicklichkeit willen verspottet. Sollten die Erntearbeiter mich nicht hier überraschen, dann mußte ich mich sputen. Vor-

EMANUEL HEGENBARTH „Pferdeschwemme“

EMANUEL HEGENBARTH „Kleine böhmische Landschaft"

EMANUEL HEGENBARTH „Kartoffelernte"

sichtig und voll Sorge, es könnten noch andere ähnlich tückische Fallen in der Miete lauern, kroch ich an ihren Rand und kletterte über die Leiter hinab. Und bevor ich durch die Tenne und den Wirtschaftshof dem Herrenhaus zuging, säuberte ich mein Kleid mit Vorbedacht von den daran haftenden Strohhalmen.

Dem rotrückigen Würger jagte ich nicht mehr nach und auch die Sperlinge hatten Ruhe vor mir. Meine plötzliche Gleichgültigkeit gegen sie fiel niemandem auf, denn unsere Tage auf dem böhmischen Gut waren jetzt, nach Beendigung der Ernte, gezählt und der Vater wollte vor der herbstlichen Heimkehr in die Stadt noch einige Zeit auf dem Voralpengut verbringen. Das Entscheidende und Bedeutungsvolle für mich war es wohl gewesen, daß das Schicksal mich durch das schöne Mädchen Ruschena und durch die auf den Boden der Miete erlittene Todesangst mit den zwei Gegenpolen des ewigen Lebensstromes, der Quelle und der Mündung, in Berührung brachte. Die Erkenntnis davon erreichte mich nicht, aber geschehen war es, mochte die stundenlange Rückreise mit dem Schnellzug nach Wien einstweilen alles andere ebenso überdecken, wie die Vorfreude auf das lange entbehrte Forellenangeln. Und nachdem ich durch Wochen die glatthäutigen Nektarinen verzehrt hatte, würden die borstigen schwarzroten Stachelbeeren im altvertrauten Küchengarten des Gstettenhofs mir erwünschte Abwechslung bieten.

Zu einer Wiederholung des böhmischen Zwischenspiels sollte es nicht mehr kommen. Sobald mein Bruder von dem Plan, Landwirt zu werden, immer hartnäckiger abrückte, zögerte der Vater nicht, das Gut loszuschlagen. Ich trauerte ihm nicht nach, aber leider ging der Verkauf des geliebten Besitzes im Gebirge damit Hand in Hand. Und das bedeutete den großen Schmerz meines jungen Lebens. Dadurch wurde ich meiner wahren und besten Heimat beraubt.

Wohin kommen die vielen lieben Kinder und woher stammen die unzähligen unleidigen Großen?

Wüßte Jugend, was Jugend ist, sie würde verbrennen.

In der Jugend prahlten sie mit ihrer Stärke und jetzt im Alter rühmen sie sich ihrer Schwäche. Immer war ihnen nur das wichtig, was den anderen gleichgültig ist — nämlich sie selbst.

Gib der grauen Niedrigkeit Luft und sie entfaltet sich zur strahlenden Gemeinheit.

Das Schlechteste, was du von dir denkst, ist das Beste, was dir die Leute nachreden.

Du siehst so aus, wie die Leute, die du nicht leiden kannst.

Du sprichst so, wie die Menschen, die du nicht hören magst.

(Aphorismen, Bruno Brehm)

Stellungnahme zur Sudetenfrage

Diese „Stellungnahme zur Sudetenfrage" ist am 15. Januar 1961 vom Plenum des Sudetendeutschen Rates beschlossen und am 7. Mai 1961 von der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft in der nachfolgenden Fassung angenommen worden.

I. Rückblick

1. Die *Sudetenfrage* — und damit auch die „Sudetenkrise" im Herbst 1938 — kann nur auf dem Hintergrund der Entstehung der Tschechoslowakei im Jahre 1918/19 richtig verstanden werden.

2. Seit mehr als 700 Jahren siedelten Deutsche in Böhmen, Mähren und Schlesien. Diese Länder gehörten bis 1806 zum Römisch-deutschen Reich, bis 1866 zum Deutschen Bund und bis 1918 zu Österreich-Ungarn.

3. Unter Berufung auf das von dem amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson verkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker haben die Gründer der Tschechoslowakei bei den Friedensverhandlungen 1918/19 durchgesetzt, daß Böhmen, Mähren und Österr.-Schlesien von Österreich, die Slowakei und die Karpatenukraine von Ungarn abgetrennt wurden.

Unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes haben die Gründer der Tschechoslowakei durchgesetzt, daß 3,5 Millionen Sudetendeutsche und 1,3 Millionen Magyaren, Ukrainer und Polen gegen ihren erklärten Willen in einen Vielvölkerstaat kamen, der aber als „tschechoslowakischer" Nationalstaat konstruiert worden ist.

Damit fanden jahrzehntelange Bemühungen um einen deutsch-tschechischen Ausgleich ein jähes Ende.

4. Nach der tschechoslowakischen Volkszählung von 1930 umfaßten die *geschlossenen* sudetendeutschen Gebiete 50 politische Bezirke (Landkreise) oder 120 Gerichtsbezirke oder 3338 Gemeinden mit einer deutschen Bevölkerungsmehrheit von durchschnittlich mehr als 80%. Die Größe dieses Territoriums beträgt 25 775 qkm.

Außerdem gab es noch 59 sudetendeutsche Sprachinselgemeinden. Ferner lebten 313 666 Sudetendeutsche als örtliche Minderheiten im tschechischen Sprachgebiet.

5. Die Sudetendeutschen haben vergeblich versucht, auf dem Boden der ihnen oktroyierten tschechoslowakischen Verfassung die Sicherung ihrer wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Existenz, die Autonomie ihres kulturellen Lebens und eine proportionale Beteiligung an den staatlichen Mitteln, Einrichtungen und Beamtenstellen zu erreichen. Von 1926 bis 1938 haben sich deutsche Parteien an der Regierung der Tschechoslowakischen Republik beteiligt; sie repräsentierten bis 1935 75% der sudetendeutschen Wähler. Erst das Mißlingen dieser Bemühungen, der zur Dauererscheinung gewordene soziale Notstand und die Ablehnung der autonomistischen Lösungsvorschläge der Sudetendeutschen Partei haben die Mehrheit der Sudetendeutschen unter dem Einfluß der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung im benachbarten Deutschen Reich in zunehmendem Maße veranlaßt, eine andere Lösung anzustreben.

6. Die Sudetendeutschen waren im Jahre 1938 ebenso nur Objekt der Politik der Großmächte wie am Ende des Ersten Weltkrieges. Hitler hat mit dem Schicksal der

Sudetendeutschen ein gewissenloses Spiel getrieben und die Entwicklung zum Münchener Abkommen erzwungen.
England und Frankreich hätten jedoch der Tschechoslowakei niemals eine Abtretung der sudetendeutschen Gebiete auferlegt, wenn nicht die Befreiung der Sudetendeutschen von der tschechischen Vorherrschaft dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes entsprochen hätte.
7. Die Vernichtung der Freiheit und Eigenstaatlichkeit des tschechischen Volkes durch das nationalsozialistische Regime im März 1939 war ein gegen das Selbstbestimmungsrecht gerichteter, verwerflicher Gewaltakt, dessen Wiedergutmachung im Rahmen des Völker- und Menschenrechtes wir ohne Einschränkung bejahen.
Wir verurteilen auch rückhaltlos alle Maßnahmen und Vorhaben des nationalsozialistischen Regimes, die gegen die Menschenrechte und die nationale Existenz des tschechischen Volkes gerichtet waren.
8. Der expansive tschechische Nationalismus benützte 1945 im Bunde mit dem sowjetischen Imperialismus den Zusammenbruch des Deutschen Reiches, um die Sudetendeutschen aus ihrem angestammten Siedlungsgebiet zu vertreiben und sie ihres Volksvermögens zu berauben. Dieser Vorgang ist — ganz abgesehen von den dabei vorgekommenen Grausamkeiten und Morden — eine millionenfache Verletzung der menschlichen Grund- und Freiheitsrechte.
9. Heute leben über 2 Millionen Sudetendeutsche in der Bundesrepublik Deutschland, davon eine Million in Bayern. Etwa 800 000 Sudetendeutsche leben in der Sowjetzone Deutschlands, 140 000 in Österreich, 24 000 in anderen europäischen und überseeischen Ländern und an 200 000 in der Tschechoslowakei. Rund 240 000 Sudetendeutsche kamen bei der Vertreibung ums Leben.
10. Die zunehmende wirtschaftliche, soziale und politische Eingliederung der Sudetendeutschen in der Bundesrepublik Deutschland und der allmähliche Generationswechsel führen keineswegs zu einer „Erledigung" der Sudetenfrage. Die Festigung ihrer Existenz gibt ihnen vielmehr die Möglichkeit, ihre Rechte zu vertreten und politische Aktivität zu entwickeln. Die Zerstreuung der Sudetendeutschen und ihre neuen gesellschaftlichen Bindungen bewirken, daß die Anteilnahme des deutschen Volkes an der Sudetenfrage heute breiter ist als jemals zuvor.

II. Ausblick

11. Nicht nur die Sudetendeutschen, sondern das deutsche Volk in seiner Gesamtheit werden sich niemals mit der Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer jahrhundertealten Heimat abfinden. Ebensowenig werden sie sich damit abfinden, daß dem tschechischen Volk Freiheit und Unabhängigkeit vorenthalten werden.
Der Ruf nach Gerechtigkeit und Selbstbestimmung für alle und nach einem „Revisionismus für die Freiheit" wird nicht mehr verstummen.
12. In Übereinstimmung mit der Charta der Vertriebenen lehnen wir jeden Gedanken an Rache und Vergeltung ab. Wir kennen keine Kollektivschuld des tschechischen Volkes an unserer Vertreibung und beurteilen alle Personen danach, wie sie *heute* über die Vertreibung denken und wofür sie sich *heute* aufrichtig einsetzen. Den Vorwurf des „Revanchismus" können wir daher guten Gewissens zurückweisen.
Auf die Wiederherstellung des durch die Vertreibung verletzten Rechtes und die Wiedergutmachung der erlittenen Schäden werden wir hingegen nicht verzichten.

13. Von der Bundesregierung erwarten wir, daß sie niemals die Vertreibung und Enteignung von mehr als 3 Millionen deutscher Staatsbürger in Böhmen, Mähren und Schlesien hinnimmt, sondern daß sie deren Rechte in jeder Beziehung wirksam vertritt. Das gilt auch für den Fall einer Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Tschechoslowakei.

14. Unsere politischen Bestrebungen gründen sich auf das Recht auf die Heimat und auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Rahmen einer europäischen Integration, und zwar unabhängig von dem umstrittenen Münchner Abkommen von 1938.

15. Wir bekennen uns sowohl zu dem naturrechtlichen Anspruch jedes Menschen auf unbehelligte Ansässigkeit an seinem rechtmäßigen Wohnsitz als auch zu dem Recht der Völker und der ethnischen, rassischen und religiösen Gruppen auf unbehelligte Ansässigkeit in ihren angestammten Siedlungsgebieten (Recht auf die Heimat). In unserem Fall verstehen wir darunter das Recht der sudetendeutschen Volksgruppe auf Rückkehr in ihre Heimat und auf ein ungestörtes Leben daselbst in freier Selbstbestimmung. Die Verhältnisse in Europa — auch das zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Tschechoslowakei — können erst dann als normalisiert angesehen werden, wenn dieses Recht verwirklicht sein wird.

16. Wir bekennen uns zum Selbstbestimmungsrecht als dem Recht der Völker und Volksgruppen, ihren politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Status frei zu bestimmen. Über das Schicksal der Sudetendeutschen und ihres Territoriums darf daher nur mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung verfügt werden.

17. Wir haben den aufrichtigen Wunsch, mit der Lösung der Sudetenfrage einen Beitrag zum Frieden unter den Völkern zu leisten; wir halten es für eine europäische Aufgabe, den aus dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts stammenden deutsch-tschechischen Gegensatz zu überwinden und durch ein Verhältnis guter Nachbarschaft zu ersetzen. Darum betrachten wir diejenige Lösung als die beste, der *beide* Völker *frei* zustimmen können.

18. Unter den besonderen geographischen Bedingungen des böhmisch-mährisch-schlesischen Raumes läßt der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verschiedene staats- und völkerrechtliche Lösungen zu. Eine dem Selbstbestimmungsrecht entsprechende Lösung ist jedoch unvereinbar mit dem Versuch, Deutsche und Slowaken in einen zentralistischen tschechischen Nationalstaat einzubeziehen, in dem ihnen eine minderberechtigte Stelle zugemutet wird („Tschechoslowakismus").

19. Auch eine staatsrechtliche Gemeinschaft mit dem tschechischen und mit dem slowakischen Volk wird nicht von vornherein ausgeschlossen, sofern sie auf der Grundlage gleichberechtigter, freier Partnerschaft, das heißt auf freier Willensäußerung der Beteiligten beruht und diese von der Gemeinschaft der freien Völker Europas garantiert wird.

20. Das zukünftige Verhältnis zwischen Sudetendeutschen, Tschechen und Slowaken kann nur im Rahmen einer gesamteuropäischen Integration befriedigend geordnet werden. Das setzt eine auf lange Sicht angelegte Versöhnung zwischen dem deutschen Volk und seinen östlichen Nachbarn voraus.

Zur Diskussion über die Schau der Zeit und der Persönlichkeiten von Karl IV., Wenzel IV. und Hus / Rudolf Wierer

Ich glaube, wir müssen die Vergangenheit verstehend erforschen. Dies bedeutet in erster Linie, die Geschichte so zu erkennen, „wie es gewesen ist" (Ranke), und daher die geschichtliche „Wahrheit darzustellen, wen sie auch treffen mag" (Pekar). Wir müssen also besonders ideell wichtige Geschichtsabschnitte in ihrer Mentalität, in ihrem Lebensstil und ihrer Weltanschauung nach Möglichkeit peinlich genau erkennen und dann erst eine abgewogene vielseitige Darstellung niederschreiben. In der Wertung historischer Persönlichkeiten und historischer Abschnitte müssen wir äußerst zurückhaltend, objektiv und abwägend vorgehen, um *nicht* die Gegenwart und daher auch unsere Mentalität, Vorstellungen und vor allem unsere Weltanschauung in die Vergangenheit zurückzuprojizieren. Sicher ist die objektive Geschichtsschreibung eine Aufgabe und ein Ideal, die nicht leicht zu erfüllen sind. Trotz alledem müssen wir bestrebt sein, ein objektives Bild unter allen Umständen zu geben.

Es ist ja sicher, daß das Bestreben, ein objektives Bild der Geschichte zu geben, vielen vielleicht farblos, wenig lebendig oder gar unfruchtbar erscheinen mag. Jedoch befürworte ich für die Geschichtsschreibung den „l'art pour l'artismus" ganz entschieden. Denn die vermeintlich kühle und äußerlich wenig ansprechende Geschichtsschreibung bringt ganz sicher viel mehr an praktischem Nutzen der Gegenwart und der Zukunft, als ein gefährlicher Einbruch des Subjektivismus in die Geschichtsschreibung. Das objektive Bild der Geschichte wird viel mehr Chancen bieten, eine der erwünschten soliden Grundlagen der Aussöhnung der Völker und sozialer Gruppen und Richtungen zu geben.

Ich glaube, daß die objektive Geschichtsforschung sich ganz besonders fruchtbar und, wenn man so will, „praktisch" bei der Darstellung von national umstrittenen Persönlichkeiten und Zeitepochen auswirken kann. Dies ist vor allen Dingen bei der Erforschung der Vorgeschichte und Geschichte des Hussitismus der Fall. Dabei ist ganz sicher die ethnische oder nationale Typisierung und Charakterisierung einzelner Persönlichkeiten oder gar Gruppen und Bewegungen schwierig und sie mag auf den ersten Blick wenig ansprechend oder gar überpedantisch wirken. Jedoch schneiden wir am besten ab, wenn wir bei aller sorgfältigen Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen die Wechselwirkung geistiger Strömungen und Bewegungen objektiv erforschen.

Noch eine Sache erscheint mir sehr wichtig zu sein. Sicher sind im Hussitismus Strömungen und Kräfte vorhanden, die wir mit gutem Recht *vor*nationalistisch nennen können. Trotzdem müssen wir uns davor hüten, alle wichtigen Gestalten und Gemeinschaften des historischen Dramas in moderne nationale Kategorien und Lager ohne jede nähere Erforschung ihrer Herkunft, Erziehung und Gedanken einzureihen bzw. gar einzustufen. Der Stammespatriotismus einerseits und gar der Landespatriotismus andererseits sind sehr wichtige Tatsachen, von denen man ein abgewogenes Bild jeweils geben sollte.

Zuletzt ist das Intime sowie das Allzumenschliche in der Geschichtschreibung bei der Bearbeitung einzelner Persönlichkeit zwar immer *auch* zu berücksichtigen, jedoch sollte die Darstellung dieser Tatsachen, selbst wenn sie wissenschaftlich gut belegt sind, nicht quantitativ überwiegen, oder selbst nur einen allzu breiten Platz einnehmen.

BERICHTE

Thaddaeus Haenke (1761 - 1961) / Josef Kühnel

Die Sudetendeutschen hätten guten Grund gehabt, das heurige Jahr im Gedenken an den Forschungsreisenden Thaddaeus Haenke, ihrem großen Landsmann, zu feiern. Vor 200 Jahren wurde er zu Kreibitz in Nordböhmen, nahe der sächsisch-böhmischen Grenze, geboren. Sein Wirken und Schaffen geben Zeugnis für ein reiches Kulturleben, das die Sudetendeutschen bereits vor rund 2 Jahrhunderten im böhmischen Raum entfaltet haben und das über Wien bis nach Südamerika ausstrahlte.

Haenke studierte an der Prager Universität Mathematik, Astronomie und bei Josef Gottfried Mikan (1743—1813), einem gebürtigen Leipaer, Botanik und Medizin. Schon als Student trat er in den Kreis jener Männer, die in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Prag die Ideen und Bestrebungen des Aufklärungszeitalters einführten und förderten. Diese Aufklärer hatten sich in der „Königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften" zusammengefunden, an deren Spitze der hochgeschätzte Bergwerkssachverständige Ignaz von Born (1742—1791) stand. Zu den Mitgliedern der Gesellschaft zählten Vertreter des hohen österreichischen Adels wie deutsche und tschechische Wissenschaftler, die damals einträchtig zusammenarbeiteten.

Haenke stand zu den einflußreichsten Männern dieses Gelehrtenzirkels in freundschaftlicher Beziehung, erhielt durch sie in jeder Weise Unterstützung, empfing Zuwendungen und Reisestipendien und war einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Gelehrten Nachrichten", dem Publikationsorgan der Gesellschaft.

Als er Prag verließ (1786), um in Wien seine Studien fortzusetzen, wurde er dort von ersten Wissenschaftlern, dem Botaniker Nikolaus von Jacquin (1727—1817), dem „Linné Österreichs" und dem Vertreter der Wiener klassischen Medizinschule, Maximilian Stoll (1742—1787) als ein von Prag aus schutzempfohlener Freund aufgenommen.

Mikan und Jacquin verschafften ihm die Mittel zu zahlreichen botanischen Reisen in den Sudeten und den Alpen. Die Ergebnisse dieser Exkursionen erschienen als kürzere oder längere Aufsätze in den „Gelehrten Nachrichten" oder in Jacquins Collectanea ad botanicam, chemiam et historiam naturalem . . ."

Mit diesen Arbeiten hat Haenke wertvolle Beiträge zur Erforschung der mitteleuropäischen Flora geliefert. Sein gedruckter Bericht über die Riesengebirgsreise („Die botanischen Beobachtungen auf der Reise nach dem böhmischen Riesengebirge", Dresden 1791) gilt als der reichhaltigste Pflanzenkatalog zu Beginn des 19. Jahrhunderts über dieses Gebirge, wie sein „Blumenkalender auf das Jahr 1786" (Prag 1787) ein „großartiger und früher Beitrag zur Phänologie Böhmens" und „eine wertvolle Fundgrube der vor beinahe 200 Jahren in Mitteleuropa heimischen Pflanzen und Tiere" ist, was uns Dr. F. Schnelle von der Zentralstelle des deutschen Wetterdienstes in Offenbach bestätigt hat.

Seine großen Verdienste erwarb sich aber Haenke vor allem als Teilnehmer an der spanischen Südsee-Expedition (1789/94) unter dem Kommandanten Alexander Malaspina und durch seine Tätigkeit als Berater spanischer Regierungsstellen im ehemaligen Vizekönigreich Peru (im heutigen Peru, Bolivien, Argentinien und Chile) während der Jahre von 1793 bis zu seinem Tode im Jahre 1817.

Für die Südseereise wurde er von seinem Lehrer Jacquin mit den Worten empfohlen: „Spanien werde kaum einen anderen jungen Gelehrten finden, von dem es mehr erwarten dürfte, als Haenke zu leisten imstande sei", und Born sagte in seinem Empfehlungsschreiben über Haenke: „... er verdiene, daß auch die Edelsten und Besten an seinem Schicksal thätigen Antheil nehmen". Die Weltreise führte von Cadix über Montevideo, Buenos Aires und die Pampas von Argentinien nach Santiago de Chile, wo Haenke mit Malaspina zusammentraf. Letzterer war einige Stunden vor Haenkes Ankunft in Cadix abgesegelt. Haenke hat von Santiago aus längs der Westküste Amerikas bis Alaska botanisiert. Er drang von Lima bis zu den Quellen des Marañon vor und er hat als erster systematisch die Pflanzenwelt Kaliforniens und der Marianen-Insel Guam erforscht. Die Insel Luzon durchstreifte er von Manila bis Kap Boreador, und viele Pflanzen von den Philippinen finden sich in den Prager „Reliquiae Haenkeanae". Reiche Ernte brachte er aus dem Hinterland der Botany-Bay (Australien) und der Dusky-Bay (Neuseeland) ein. Ein halbes Hundert Kisten mit Vegetabilien sandte Haenke nach Spanien. Ihm wurden während der Weltreise auch zoologische und Fragen der Gesteinskunde übertragen und er beschäftigte sich mit hydrographischen und ethnographischen Aufgaben. So zeichnete er Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und deren Gesänge auf.

1793 wurde Haenke auf der Rückreise in Callao von Malaspina entlassen und er erhielt den Auftrag, die Landschaften von Lima über La Paz bis Buenos Aires zu erkunden, wo er sich wieder mit seinen Reisegefährten vereinigen sollte. Sein Forschungsgebiet war aber so weiträumig und die Aufträge seitens der spanischen kolonialen Regierungsstellen so zahlreich, daß Haenke die Expedition weder in Buenos Aires noch in Montevideo erreichte. Er blieb in Südamerika und ließ sich in der bolivianischen Stadt Cochabamba für dauernd nieder, von wo er dann über 20 Jahre fortgesetzt Reisen unternahm und dazwischen als wissenschaftlicher Berater der spanischen Beamten diente.

Der Geograph Hanno Beck bezeichnet Haenke als den bedeutendsten landeskundlichen Forscher in Südamerika auf der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert, und darin beruht auch seine Bedeutung als Forscher in theoretisch-wissenschaftlicher Hinsicht. Darüber hinaus aber erwarb er sich durch seine praktische Betätigung für die Lösung ökonomischer und sozialer Probleme im spanischen Kolonialreich große, unvergessene Verdienste.

Als „Phytographus", wie Kaspar von Sternberg Haenke anzeigt, hat er systematisch und nach pflanzengeographischen Gesichtspunkten die Flora im mittleren Teile Südamerikas durchforscht und eine Sammlung von Pflanzen zusammengestellt, zu deren endgültiger Bearbeitung — wie er schreibt — „viele Linnées und viele Tourneforts und andere als Väter der modernen Botanik geltende" kaum genügen würden.

Nach dem Jahre 1794 trat Haenkes sammelnde und beschreibende Tätigkeit auf dem Gebiet der Pflanzenkunde gegenüber der angewandten Botanik zurück. Er wandte seine Aufmerksamkeit der tropischen Landwirtschaft, der Gewinnung und Verwendung von Heilmitteln und technisch verwertbaren Stoffen aus Pflanzen zu. Haenke stellte nunmehr seine gesamte Tätigkeit auf die wirtschaftliche, verwaltungsmäßige und kultu-

relle Förderung der Bewohner Lateinamerikas ein. Er lenkte den Blick der Regierungsbeamten auf wertvolle Gummiarten, Harze, Nahrungs- und Genußmittel, Faserstoffe und Nutzhölzer, die sich in großen Ausmaßen im Vizekönigreich Peru fanden. Er suchte nach neuen Gerbstoffen und Beizen, um Glanz und Dauerhaftigkeit der aus Pflanzen gewonnenen Färbemittel zu verbessern.

Wissenschaftliche Pionierarbeit leistete Haenke mit der Durchforschung der ostandinen Tieflandgebiete Perus und Boliviens, die von der spanischen Kolonialverwaltung geistlichen Orden zur Missionierung überlassen worden waren. Nach Auflösung des Jesuitenordens (1767) verfielen diese einstens rührigen Niederlassungen und die Gebiete blieben, bis Haenke in ihnen seine Arbeit aufnahm, ohne Betreuung. Seine Sorge galt dem Anschluß der reichen Landschaften wie Mojos und Chiquitos an den Welthandel, und zur Erreichung dieses Zieles schlug er als natürliche Handelsstraße das Flußsystem des Amazonas vor. Sein zu diesem Zwecke beim Vizekönig eingereichtes Memorandum („Die schiffbaren Nebenflüsse des Marañon") ist eine hochinteressante hydrographische wie für die Verkehrsgeographie Südamerikas wichtige Arbeit. Die Verwirklichung dieses Projekts wäre für diese Provinzen von großem Nutzen gewesen. Leider erkannten die Spanier nicht Wert und Tragweite von Haenkes genialem Plan.
Wirtschaftsgeographische Bedeutung kommen auch Haenkes Reformvorschlägen zur Verbesserung und Ertragssteigerung des südamerikanischen Bergbaues auf Edelmetalle und Quecksilber zu.

Große Verdienste erwarb er sich durch seine neue Methode zur Verarbeitung des Caliche und der Umwandlung des Natronsalpeters in Kalisalpeter, in Konversionssalpeter, der für die Heilmittelerzeugung, in Gewerbe und Industrie besondere Wichtigkeit gewann. Haenke ist der wissenschaftliche Initiator der Chilesalpeterindustrie, die mit ihren Erzeugnissen nicht nur Chile und Peru, sondern allen Völkern und Staaten durch Bereitstellung wertvoller Düngemittel, Steigerung der Pflanzenproduktion, Hebung der Landwirtschaft und für Fortschritte in der chemischen Industrie viel Segen gebracht hat.
Haenke hat in Südamerika auf den verschiedensten Gebieten der technischen Gewerbe neue Produktionsmethoden eingeführt, z. B. bei Gewinnung von Mineralsäuren, die für die chemische Metallurgie und die Pharmazie Bedeutung gewannen, was sich vor allem deshalb vorteilhaft auswirkte, weil er zu ihrer Herstellung die guten und billigen einheimischen Rohstoffe verwendete. Noch vor nicht allzulanger Zeit legten Gelehrte in Südamerika ihren Regierungen nahe, die Aufmerksamkeit den Substanzen zuzuwenden, die Haenke vor 125 Jahren aus landeseigenen Rohstoffen und mittels billiger Herstellungsmethoden erzeugt hatte.

Er schenkte seine Aufmerksamkeit der Agrarpolitik. So empfahl er die Ausdehnung der Anbauflächen für Baumwolle in Peru und Bolivien, hob die Vorteile des Getreidebaues in Argentinien gegenüber der Viehzucht hervor und er befürwortete den Anbau des Zuckerrohres in Nordchile. Auf seinem Landgut versuchte er die Anpflanzung des Maulbeerbaumes im Hinblick auf die Seidenraupenzucht und eine Seidenindustrie.

Stets war Haenke auf das Wohlergehen der Bewohner seiner Wahlheimat bedacht. Aus den Salaren von Chiquitos gewann er ein hochwertiges Kochsalz für salzarme Provinzen, er analysierte die Heilwasser von Yura bei Arequipa und legte die Indikationen fest, wie er Trinkwasseruntersuchungen durchführte und durch verschiedene hygienische Maßnahmen in den Städten das Gesundheitswesen förderte. Den Bewohnern der

Stadt und Provinz Cochabamba wurde er durch ärztliche Hilfeleistungen, Bereitstellung selbstgewonnener Medikamente und die unentgeltliche Durchführung der Blatternschutzimpfung, die er als erster vornahm, zum Wohltäter. Am Rande erwähnt sei, daß er bei den Eingeborenen die Musik Haydns, Händels und Bachs einführte und in Cochabamba einen botanischen Garten anlegte, um das Interesse für die Pflanzenwelt zu wecken.

In Cochabamba verlebte Haenke als Arzt und wissenschaftlich-wirtschaftlicher Berater der spanischen Regierungsbeamten schöne Jahre. Er wurde geschätzt und geachtet und war wohlhabend geworden. So ist es nur verständlich, daß er keine Sehnsucht nach dem von den napoleonischen Kriegen zerfleischten Europa verspürte. An seine Mutter schreibt er: „... die Nachricht von der Lage Deutschlands, die langen Kriege, der Zwist und die Uneinigkeit der Fürsten, die Theuerung der Lebensmittel und sonst verschiedene andere Ursachen haben mich bewogen, viel länger in diesem schönen Lande zu verbleiben, in dem wir, seit den Jahren, als ich aus Europa abreiste, immer einen ununterbrochenen Frieden, und aller möglichen Ruhe genossen, so daß ich niemanden in Europa bey dem Genusse aller möglichen Güter und Bequemlichkeit beneide." (14. September 1804).

Als Haenke 1809 von einer der letzten Reisen von den Chiriguanos heimkehrte, zeigten sich die ersten Spuren der Freiheitsbestrebungen der südamerikanischen „Patrioten" auf Loslösung vom Mutterlande Spanien. In La Paz und Sucre hatten sich Aufständischen-Komitees gebildet. Haenke war darüber sehr beunruhigt und seine Lage als spanischer Beamter und Ausländer bezeichnet er selbst als „sehr mißlich". Ich sehe mich zwischen „barbarischen Eroberern" und „tyrannischen Rächern" gestellt, schreibt er an seinen Bruder Alois nach Wien.

Die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat verschwand immer mehr und um Ruhe zur Arbeit zu finden, zog er sich auf seine Finca „Santa Cruz de Elizona" zurück.

Dort ist er, nachdem seine Angehörigen ein Jahrzehnt von ihm nichts mehr gehört hatten, unter unerklärlichen Umständen im Jahre 1817 plötzlich verschieden. Seine Grabstätte wurde bis heute nicht aufgefunden.

Es mag ein Versäumnis Haenkes gewesen sein, daß er nicht rechtzeitig in seine Heimat zurückgekehrt ist, vermutlich hatte er dafür seine Gründe; es wurde ihm aber dadurch und durch die einsetzenden Unruhen infolge von Bürgerkriegen in Südamerika nicht möglich, seine umfangreiche Forschertätigkeit in größeren gedruckten Werken die bestechende Wirkung zu verleihen. Es sind von ihm nur die ausführliche „Naturgeschichte von Cochabamba" und knapp gefaßte, doch sehr inhaltsreiche Memoranden, wie Beiträge zu Landeskunden von Peru und Chile vorhanden. Immerhin — seine literarische Hinterlassenschaft ist nicht unbedeutend. Haenkes Leistungen, die lange in Europa unbeachtet blieben, wurden zuerst in Südamerika zu Ende des 19. Jahrhunderts gewürdigt. Eine bessere und schönere Ehrung als die anerkennenden Worte prominenter Vertreter aus der Mitte fremder Völker eines anderen Erdteils konnten Haenke wohl kaum bereitet werden und so seien am Schluß dieses Aufsatzes, der zum ehrenden Gedenken des vor 200 Jahren geborenen Forschers geschrieben wurde, einige dieser Stimmen angeführt.

Argentinien

Pablo Groussac, Direktor der Nationalbibliothek in Buenos Aires:

Wir haben einen Gelehrten voll Gediegenheit und Tüchtigkeit vor uns, bedeutend durch seinen Ideenreichtum wie durch seine umfassenden und vielfältigen Untersuchungen,

der — wenn es das Schicksal nicht anders gewollt hätte — seinen Platz unter den illustren Plejaden der Wissenschaften zu Ende des 18. Jahrhunderts, neben einem Pristley, Scheele und Lavoisier und anderen Sternen erster Größe einnehmen würde."

(In: „Noticia de vida y trabajos de Tadeo Haenke", Buenos Aires 1900)

Bolivien

M. V. Ballivian, Präsident der Sociedad Geográfica de La Paz, Pedro Kramer, Sekretär dieser Gesellschaft:

„Diese Arbeiten ... veröffentlichen wir aus der Verpflichtung heraus, die wir dem ausgezeichneten und fleißigen böhmischen Naturforscher schulden. Sie seien Haenke gewidmet als ein ihm gebührendes ehrenvolles Gedenken, als ein würdiges Erinnern an diesen Heroen der Wissenschaft ...".

(In: „Tadeo Haenke", La Paz 1898)

Guillermo Urquidi, Professor in Cochabamba:

„Dieser unvergleichliche Kreuzfahrer der Wissenschaften diente mit seiner Person und seinen Werken dem Fortschritt und dem Glück der Menschen, insbesonders jener der Neuen Welt und hier im Speziellen den Bewohnern der herrlichen Provinz Cochabamba, in der ... die verehrungswürdigen Reste Haenkes (in einem unbekannten Grabe) mit Stolz verwahrt werden."

(In: „Tadeo Haenke, Contribución al X. Congreso científico General Chileno etc.", Santiago de Chile 1944)

Chile

Augustín Edwards, ehemaliger chilenischer Gesandter in London:

„Haenke war ein Mensch von großer wissenschaftlicher Vorbildung, er verfügte über einen durchdringenden Verstand, der scharf beobachtete, und er war beseelt von dem Bestreben, mit seiner Arbeit zur Entwicklung der spanischen Kolonien in Amerika in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung beizutragen ... Argentinien, Bolivien und Peru, vor allem aber Chile haben Schulden an Haenke abzutragen, der soviel Mühe für sie aufwendete."

(In: „Descripción del Reyno de Chile", Santiago de Chile 1942)

Peru

Paz Soldan, Geograph:

„Wir haben äußerst sichere Daten über diesen Fluß Huallaga durch ein handschriftliches Zeugnis des Gelehrten und Reisenden Thaddaeus Haenke ... Vor mir liegt die Beschreibung eines der größten Gelehrten, welcher unsere Gegenden besucht hat und den wir nach Humboldt am höchsten achten, nicht nur wegen seiner tiefen Kenntnisse in der Botanik, sondern auch in den übrigen Naturwissenschaften und der Mathematik."

(In: „Geographie von Peru", Paris 1862)

Antonio Raimondi, Geograph:

„Thaddaeus Haenke, deutschen Ursprungs, ein Naturforscher voll Enthusiasmus, folgte seinem angeborenen Hange für die Wissenschaft mit Uneigennützigkeit und jener Seelenstärke, deren nur Männer fähig sind, die sich der Erforschung der Wahrheit weihen. Er war mit einem Wort ein wahrer Missionar der Wissenschaft, bereit, sogar sein Leben zu opfern, wenn es galt, der Natur ein Geheimnis zu entreißen."

(In: „Peru", Lima 1874)

Josef Kühnel: THADDAEUS HAENKE, 1761—1961 (SYNOPSIS)

There is good reason for the Sudeten Germans to commemorate Thaddaeus Haenke this year, their great explorer countryman two hundred years ago he was born at Kreibitz in Northern Bohemia, studied mathematics, astronomy, botany, and medicine in Prague, greatly promoted and supported by the Royal Bohemian Society of Sciences, in which the torchbearers of enlightenment had gathered. With scholarships, grants and letters of recommendation he went to Vienna to continue his studies. Mikan of Prague and Jacquin, the "Austrian Linné", of Vienna procured the means for his numerous botanical excursions in the Sudeten mountains and the Alps. They resulted in a number of articles, among which his "Botanical Observations during a Journey to the Bohemian Riesengebirge" (Dresden 1791) is considered one of the most copious catalogues of plants of those parts at that time. His "Floral Calendar for the year 1786" is a valuable storehouse of Central European plants and animals of two hundred years ago.

But it was on the Spanish South Sea expedition under Malaspina (1789—1894) and during his stay in the Viceregal Dominion of Peru (1793—1817) that he earned his merits. The voyage took him from Cadix via Montevideo, Buenos Aires and the pampas of Argentina to Santiago de Chile. From here he botanised along the Western shore as far as Alaska. From Lima he went up to the springs of the Marañon and explored the flora of California, of the Island of Guam and the Philippines. A rich harvest was sent home to Prague ("Reliquiae Haenkeanae"). He also gathered plants in the hinterland of Botany Bay, Australia, and Dusky Bay, New Zealand. About 50 chests were sent to Spain.

In 1793 Haenke was dismissed by Malaspina; at the same time he was asked to explore the regions stretching from Lima via La Paz up to Buenos Aires where he was to join his fellow travellers. But these areas were so large and the demands of the Spanish colonial authorities so numerous, that he missed them and decided to stay in South America, where he settled in the town of Cochabamba (Bolivia). For 20 years he made expeditions from here, serving as an adviser to the Spanish colonial government between them.

Haenke is one of the most important explorers working in South America at the turn of the 18th to the 19th century; besides, he deserved well of the solution of economic and social problems of the Spanish Colonial Empire. He systematically explored the flora of Central South America. "Many Linnés and many Tourneforts will hardly suffice" to classify his collections of plants, he wrote himself

After 1794 he was primarily interested in applied botany, in tropical agriculture, medicines and raw materials to be derived from plants. He directed the autorities' attention to valuable kinds of gum trees, resins, foodstuffs and spices, fibres and timber, he searched for new tanning materials and stains for wood.

He also pioneered in the lowlands of Peru and Bolivia east of the Andes; here the Jesuits had worked, and after the dissolution of their order in 1767 the settlements were decaying. He attempted to open up those rich regions (Mojos, Chiquitos) to commerce, and tried to persuade the Viceroy in a memorandum ("The navigable tributaries of the Marañon") to develop the system of the Amazonas into a waterway. Unfortunately this ingenious project was not taken up. He also tried to increase the output of South American mining for precious metals and mercury. He took the scientific lead in the production of Chili saltpetre, which proved a great boon not only for Chile and Peru, but for all peoples, since it was to yield most valuable manure and raw materials for the chemical industry.

Haenke also devised new methods of production in many technical trades, e. g. by winning mineral acids from the raw materials of the country. He recommended the expansion of the cotton plantations in Peru and Bolivia, stressed the advantages of grain for the Argentine and advised to grow sugar cane in Northern Chile.

He was always eager to promote the well-being of the inhabitants of his new homeland. He analysed the mineral springs of Yura and laid down their indications, he analysed also drinking-water, gave medical help to the people of the town and province of Cochabamba and administered the first vaccination against smallpox gratis to them. He even tried to introduce Haydn's, Händel's and Bach's music among the natives and laid out botanical gardens to arouse their interest in plants. It may have been a mistake of his not to return home in time. The riots of the beginning civil war in Sout America prevented him from laying down the fruits of his life in great books. Still, his literary bequest is not unimportant, it consists of a detailed "Natural History of Cochabamba", copious memoranda, and other contributions to the knowledge of the country. South Americans were the first to acknowledge his achievements. A number of quotations written in Haenke's praise and a bibliography listing books on him conclude the article.

Schrifttum:

Kühnel, Josef: Thaddaeus Haenke, Leben und Wirken eines Forschers. München 1960. — Arnade, Charles W. und Kühnel, Josef: En torno a la personalidad de Tadeo Haenke. Santiago de Chile 1959. — Sternberg, Kaspar von: Haenke-Biographie in den Reliquiae Haenkeanae. Prag. 1828. — Groussac Pablo: Noticia de vida y trabajos Haenke-Biographie in den Reliquiae Haenkeanea. Prag 1828. — Groussac Pablo: Noticia de vida y trabajos cientificos de Tadeo Haenke. Buenos Aires 1900. — Gicklhorn, Josef und Renée: Th. Haenkes Bedeutung für die Erforschung Südamerikas vor Alex. von Humboldt. Hamburg 1941; Gicklhorn, Josef: Thaddäus Haenkes Rolle in der Geschichte des Chilesalpeters und der Chilesalpeterindustrie. Leipzig 1940. — Beck, Hanno: Alexander von Humboldt, Bd. I. Wiesbaden 1959; Ders.: Thaddaeus Haenke: Leistungen und Schicksal. Hamburg 1961; Ders.: Thaddaeus Haenke und Alexander von Humboldt. Berlin 1961.

Maria Hauska

SCHWARZE TRAUBE

Schwarze Traube, deine dunklen Schalen
bergen Licht und Glut in ihrem Rund,
düster wie bei edelsten Pokalen
schimmert heimlich roter Glanz im Grund.

Himmelsmilch und Erdblut sind die Säfte,
die der Weinstock saugend in sich riß,
unentwegt verwandeln seine Kräfte
süßes Licht in süße Finsternis.

Ein Dichter aus dem Böhmerwald / Ernst Schremmer

Leo Hans Mally zum sechzigsten Geburtstag

Und trag im Herzen Deinen Klang
mein Leben lang . . .

Mit diesen zwei Versen schließen der „Kleine verliebte Abschiedsbrief" und das Gedichtbuch „Prag" von Leo Hans Mally (dem Historiker Anton Ernstberger gewidmet), wohl der schönste Gedichtzyklus seit Rilkes frühen Gedichten „Larenopfer", in dem Wesen, Geschichte und erlebte Gegenwart der Hauptstadt Böhmens aufklingen.

Wir glühten in dieser Stadt, die voll seltsamer Wunder ist,
wo die ersten Deutschen Hieber unter den Erkerfenstern lärmten,
wo jeder Torturm, jede Kirche uns wie eine Mutter grüßt,
unter verdunkelten Laubengängen deutsche Kaiser und tschechische Bürger schwärmten.

Hier, in der Studienstadt, unter den „Prager Studenten von 1920" (so heißt auch das Gedicht, aus dem die Strophe zitiert ist), erlebt der Böhmerwaldsohn in drangvoller Zeit das große, aus dem dunklen Grund immer wieder aufblühende Wesen Prag. Seine Liebe zur Stadt hat die geformteste Ausprägung in dem Sonetten-Kranz erfahren, der mit dem Vers beginnt „Man kann Dich, Prag, nicht so in Worten malen", schon fast zum geflügelten Wort geworden. Und die sehr schönen lyrischen „Briefe aus Prag und aus dem Böhmerwald" sind auf dem Grunde von Mallys Leben ein Bekenntnis zur Herkunft, ein Bekenntnis eines, der die Mutter und die Geliebte und die Waldheimat nicht vergißt, so sehr ihm die Stadt Erlebnis und Erfüllung wird. Ganz vom heißen Atem der Barockstadt ist auch der Roman „Die zwölf Nächte von Prag" getragen. Diese Abenteuer und Begegnungen des Gratian Zoglhüter und seiner Gesellen sind eine füllige und anschauliche Schilderung der großen und zwielichtigen Zeit Rudolfs II., des Studentenbunds der „Violenroten", der Nachtseiten, der Geheimnisse und schwärenden Entwicklungen, aber auch der geistigen Auseinandersetzungen und der Suche nach den Weltgesetzen, da Johannes Kepler den Hofastronomen Tycho de Brahe ablöst. All das ist in barocker Farbigkeit und Anschaulichkeit hingesetzt. Es schwingt immer wieder lyrisch auf: „O Prag, du ewiges Lied voll heller Sehnsucht und nächtlicher Verlorenheit! Du dunkles Glück! Du goldene Not! Du Zauberin! Du schönste Stadt der Welt!" Und es zeigt nichts von der Haßliebe vieler zeitgenössischer deutscher Autoren, gar von der Verlorenheit der in Prag selbst aufgewachsenen Dichter. Vielleicht gerade, weil Mally so sehr in seiner bäuerlichen Heimat wurzelt.

Der am 18. Juni 1901 in Hammern bei Eisenstein im Böhmerwald geborene Försterssohn war vor der Universitätszeit in Duppau und Pilsen Gymnasiast. In Prag war er Schüler bei Sauer, Hauffen und Grünwald, in München bei Wölfflin und Kutscher. Diese weitgespannte germanistische, theaterwissenschaftliche, volkskundliche und kunstwissenschaftliche Ausbildung kam dem späteren Redakteur zugute, der zunächst in Plan als Leiter der Zeitschrift „Deutsche Heimat" wie dann in den Kriegsjahren beim Adam-Kraft-Verlag in Karlsbad sich für seine sudetendeutschen Schriftstellerkollegen einsetzte. Deggendorf, München, nach der Vertreibung wieder Deggendorf und dann Regensburg und seit 1952 die Garmisch-Partenkirchener Ausgabe des „Münchner Merkur" sind die Stationen eines Mannes, der täglich als Redakteur mit dem Wort umzugehen hat und es verantwortungsbewußt tut.

So mag es nicht verwundern, daß Mally, dem ein urwüchsiges, aus der mundartlichen Fülle und dem Bildreichtum seiner Heimat stets gespeistes Deutsch flüssig und phantasiereich gegeben ist, als Dichter ein äußerlich schmales Werk zusammengetragen hat. Seinem inneren Gewicht entsprechend verdiente es mehr Beachtung, die sich gewiß einstellen wird, wenn seine Bücher — was wir für sehr bald erhoffen — neu aufgelegt sind.

1927 kam der erste Band „Gedichte" heraus, der wegen seiner eigenwilligen Prägung und der urwüchsigen Kraft sogleich positiv aufgenommen wurde. Die „Geschichten um ein Walddorf" eröffneten 1940 die Reihe der Bücher, die im Böhmerwald leben, den Böhmerwald im Wort aufleben lassen. Da zeigt sich Mallys barocke Erzählfreude, sein Humor, sein schelmischer Hintersinn, aber auch seine große Liebe zu allem, was echt ist und sich so gibt, wie es ist. Im selben Jahr erschien in Wien das Buch „Der alte Böhmerwald". Wie schön schließt in dieser Sammlung von Sagen, Märchen und Schwänken und von eigenen Gedichten das den Eltern gewidmete Gedicht „Waldkindheit":

Von verschneiten Hängen, herbstlichen Wäldern und buntem Wiesenstand
wuchs Weltsehnsucht über die Heimatzäune. —
Abendröten erloschen und Himmel sind mit neuen Sonnen entbrannt, —
aber den Frieden der Kindheit brachte noch keine. —

Von Mallys Sprache wurde einmal gesagt, sie blühe „wie Donnerschlag, Pilz und Wurzelknollen bunt und eigenwüchsig" (Fritz Basil in der Einleitung zur zweiten Ausgabe der Sammlung „Der alte Böhmerwald"). Und der reiche Stoff, den ihm seine Heimat bot, hat ihn immer gereizt. Schon seine Dissertation (er promovierte 1925 an der Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag) behandelte den „Hexenglauben im Böhmerwald". Die Böhmerwaldgeschichte „Das Spatzenparadies" (1943) hat den dritten Erzählerpreis des Adalbert-Stifter-Preises bekommen. Nicht lange vor Kriegsschluß erschien noch „Eine Handvoll Lustiges". Die Überhöhung alles Dichterischen aber, das Mally aus seiner Heimat geschöpft hat, ist die Novelle „Die abendfarbene Schale", eine Huldigung an die Glasbläserkunst des Böhmerwaldes.

Außer den schon erwähnten Pragbüchern, dem Gedichtbuch, das 1943 herausgegeben und mit dem Ersten Lyrik-Preis des Adalbert-Stifter-Preises ausgezeichnet wurde, und dem Roman „Die zwölf Nächte von Prag" (1944 und 1949) ist noch die gleichfalls mit einem Prosapreis des Adalbert-Stifter-Preises ausgezeichnete Erzählung um Peter Parlers Triforiumsbüsten im Veitsdom „Die Meister von Prag" aufzuführen (1942).

Zu den jüngsten und demnächst erscheinenden Veröffentlichungen gehören: der Text zum Bildband „Oberammergau, Landschaft und Passion" von Lotte Eckener, die Neuausgabe der Prag-Gedichte und die Romane „Der Tölpel im Dom" und „Das Gespenst von Prag", eine erweiterte Ausgabe des Sagenbüchleins „Der alte Böhmerwald" mit einer Darstellung des Brauchtums. Eine Erzählung „Stifter in Karlsbad", noch unveröffentlicht, hat leider der Zusammenbruch unserer Heimat vernichtet.

Leo Hans Mallys Lebenswerk, von dem wir uns noch manches schöne Buch erwarten, zählt zu den ausgeglichensten und bedeutsamsten der neueren Dichtung aus dem Sudetenraum.

Ernst Schremmer: A POET FROM THE BOHEMIAN FOREST (EXTRACT)

Leo Hans Mally — 60 Years

Some lines quoted from Mally's poems on Prague are used to show his deep attachment to Bohemia's capital, where he was a student in the early twenties, that love which has perhaps found its most concise expression in his cycle of sonnets beginning with the words: „One cannot paint thee, Prague, in many lines..." But his lyrical "Letters from Prague and the Bohemian Forest" are the confession of one who cannot forget his native woods, strong as the spell may be that is cast on him by that city. Full of the baroque capital's hot breath is his novel "The Twelve Nights of Prague" picturing the great and dusky times of Emperor Rudolf II with their mysterious happenings, students' associations, Tycho des Brahe's and Kepler's search for cosmic laws.

He was born on June 18, 1901, at Hammern near Eisenstein in the Bohemian Forest as a son of a forester, went to the grammarschools of Duppau and Pilsen, and became in Prague a pupil of Sauer, Hauffen and Grünwald, in Munich of Wölfflin and Kutscher. Such broad training in German philology, dramatics, folklore and aesthetics came opportunely to the later editor of the periodical "Deutsche Heimat" and of Adam Kraft's publishing house in Karlsbad. Then Deggendorf, Munich, and after the expulsion Deggendorf again, Regensburg and since 1952 Garmisch-Partenkirchen are the places where he worked as an editor and journalist.

His oeuvre is not copious, but ought to attract more attention as soon as his books are reprinted and on the market again. In 1927 his first volume of "Poems" came out, in 1940 two books of stories from the Bohemian Forest appeared containing myths, fairy-tales, droll stories, and poems. Already his thesis ("Belief in Witches in the Bohemian Forest") had dealt with the folklore of those big woods. In the "Masters of Prague" (1942) Peter Parler, architect of St. Vitus', is the central figure. Several of these books have won him Adalbert-Stifter prizes. Two new novels are to be brought out shortly. The reviewer thinks Leo Hans Mally belongs to the most balanced and significant among our more recent writers.

Der Tiermaler Emanuel Hegenbarth / Xaver Schaffer

Eine Gedächtnisschau in Nördlingen, von Landsleuten mit Sorgfalt und Geschick im Sommer 1961 zusammengestellt, gab in Verbindung mit einer bebilderten Druckschrift Gelegenheit, den Künstler in einer Auswahl seines Gesamtwerkes kennenzulernen.

Der Maler und Zeichner Emanuel Franz Hegenbarth wurde als Sohn sudetendeutscher Eltern — der Vater war Inhaber einer bekannten Glasmanufaktur — am 14. Januar 1868 in dem kleinen Landstädtchen Böhmisch-Kamnitz geboren. Sein Geburtsort liegt nahe der Elbe bei Tetschen-Bodenbach, umrahmt von malerischen Bergen, pittoresken Felsgebilden und ernsten Wäldern, im romantischen Kamnitztal. Von hier tritt man in die Landschaft des berühmten böhmischen Glases ein.

Am 18. Juli 1923 starb Emanuel Hegenbarth als Professor der Akademie der bildenden Künste in Dresden.

Zwischen seiner Geburt und seinem Tod breitet sich in der Spanne von kaum fünfundfünfzig Jahren ein Lebenswerk voll reichsten schöpferischen Geschehens, das die Beachtung und Anerkennung der Nachwelt durchaus verdient. Er war ein bedeutender Maler und in fast jedem seiner Bilder lebt ein Stück deutscher Seele in all der Hingabe an die Geheimnisse von Tierwelt und Landschaft. Das ist über alle künstlerischen Probleme hinaus die letzte und eindringlichste Aussage seines Werkes, das leider bisher in der Öffentlichkeit nur wenig bekannt wurde.

Das äußere Leben des Künstlers verlief in ruhiger, aufsteigender Bahn. Kurze Zeit nach seiner Geburt verlor er seine Mutter, weshalb er die ersten Jahre seiner Kindheit bei den Großeltern verbrachte. Nach dem Besuch der Realschule in Böhmisch-Leipa, wo man bereits auf seine künstlerische Begabung aufmerksam geworden war, trat er zunächst in das väterliche Unternehmen ein, nützte aber jede freie Stunde, um zeichnend oder malend die Umgebung des Städtchens zu durchstreifen. Obwohl der Vater mit den künstlerischen Ambitionen seines Sohnes keineswegs einverstanden war, hinderte er ihn nicht, den dornenvollen Weg der Kunst zu beschreiten.

Eine ernste Erkrankung unterbrach sein Studium an der Akademie in München, wo er, nach einem Zwischenaufenthalt in Berlin, 1893 ein zweites Mal beginnt. Zuerst bei dem Deutschamerikaner Professor Marr, dann als Meisterschüler bei Professor Heinrich von Zügel (1850—1941), dessen älteste Tochter Anna er später heiratete. Bei Zügel fand Hegenbarth die Ausbildung, die ihm und seinem künstlerischen Temperament entsprach. Mit seinem Lehrer arbeitete er nun im Winter im Atelier, im Sommer aber Jahr für Jahr in der freien Landschaft im Dachauer Moor oder in Wörth, dem alten Bauerndorf am Altrhein, unweit der Länderecke Rheinpfalz, Baden und Elsaß. Heinrich von Zügel war ohne Zweifel eine außerordentliche Lehrerpersönlichkeit. Er hatte über das Lehrbare des Impressionismus und über das Erlernbare in der Malerei eine klare Meinung und verstand es, seinen Schülern verständliche und einleuchtende Anregungen zu geben.

EMANUEL HEGENBARTH „Rinder in der Koppel in Jonsbach“

Emanuel Hegenbarth verdankte ihm gewiß viel. Es klingt auch aus einem Briefe an seine Schwester zu Hause:

„Bei Zügel habe ich verflucht viel gelernt ... Jetzt ist die Zeit da, wo ich anfangen kann, mich zu rühren. Jetzt kann ich etwas, jetzt geht's ans Schwerste. Ich habe mich bei meinem Studienmalen ehrlich geplagt, nicht rechts und nicht links geschaut, immer nur den Zweck im Auge, mir vorerst das nötige Wissen anzueignen ... Dafür verfüge ich jetzt immerhin über ein Können, das mich befähigt, an eine größere Arbeit zu gehen."

Dies Können, worunter wir nicht nur das Technische verstehen dürfen, sondern viel mehr noch seine Begabung und die Souveränität der Auffassung und Gestaltung, stellte er zwei Jahre später schon unter Beweis, als er mit einem Gemälde „Die Treiber" Aufsehen erregte. Hier präsentierte sich sein schlichtes und inniges Empfinden für Mensch, Landschaft und Tier, wobei sich zur Unmittelbarkeit und Kraft der Intuition klares Formgefühl, Sinn für das Figürliche und für Komposition gesellten. Das Bild steckt voll fein abgestufter Farbigkeit. Sie ist jedoch nicht der einzige Träger der Bildwirkung.

Das Bild wurde von der Modernen Galerie in Prag angekauft, brachte dem Maler eine Goldene Medaille und war 1903 mit ein Anlaß zu seiner Berufung an die Dresdner Kunstakademie, wo für ihn eine Meisterklasse für Tiermalerei eingerichtet und später ein eigenes Atelier gebaut wurde. Nun begann für ihn eine Zeit beglückenden Schaffens, die ihn immer wieder in die heimatliche Landschaft oder in die Gegend von Komotau oder in die Lausitz führte. Bild um Bild entstand und daneben eine Fülle von Skizzen und Zeichnungen. Die meisten in dieser Zeit entstandenen Arbeiten atmen eine schöne Ausgeglichenheit und wirken bei aller Schlichtheit im Landschaftlichen einprägsam und ausdrucksvoll. Die Tierumwelt ist unvermittelt und einheitlich erfaßt.

Es ist, so darf man vielleicht sagen, die Tragik seines Künstlertums, daß es durch einen allzufrühen Tod nicht die letzte Vollendung und Abrundung in einem bedeutsamen Altersstil fand. Dies ist um so bedauerlicher, als sich seine malerische ebenso wie seine zeichnerische Aussage in neuer Entwicklung und Umformung befand. Die Betrachtung seines malerischen Werkes, wie es sich uns heute darbietet, verweist uns zunächst auf Einflüsse der niederländischen Landschafts- und Tiermaler, auf die Einflüsse der ersten Dachauer Zeit und auf die Technik seines Lehrers Heinrich von Zügel.

Wir verfolgen seine künstlerische Entwicklung vom Naturalismus über den Impressionismus, wie er in Süddeutschland gepflegt wurde, zu einem Malstil, der sich der Ausdruckskunst näherte und dem er sich gerade in dem Augenblick voll zugewandt hatte, als ihn die todbringende Krankheit überfiel. Emanuel Hegenbarth malte mit Vorliebe vor der Natur. Aus ihr empfing er die Impulse und wesentlichen Kräfte. Dominierte in seiner ersten Epoche in vielfach großformatigen Genrebildern aus Bayern oder seiner sudetendeutschen Geburtsheimat das Erzählerische und Idyllische, so fand er später zu einer deutlichen Verdichtung und einer sicheren Konzentration in der Gruppierung. Seine Palette vereinfachte sich immer mehr, der Ausdruck wird gesteigert. Die letzte Epoche zeigt dann die Hinwendung zur Ausdruckskunst; das Abbild wird zum Sinnbild.

Die Jahre zwischen 1918 und 1923 sind eine Zeit der aufgesparten Fülle. Jetzt könnten die Werke seiner letzten, der krönenden Stilepoche entstehen. Das Schicksal schenkte ihm diese Vollendung nicht. Wir wissen, daß der Künstler in dieser Zeit auch besonders

gern zeichnete. Malte er als Zügel-Schüler und in der Epoche bis etwa 1914 in feinen Stimmungen den Zauber des Atmosphärischen, so strebte er nun zur Aussageform der Linie. Die Vorherrschaft des Impressionismus, der ihn bislang unter dem Einflusse Zügels erfüllt hatte, war im wesentlichen überwunden. Man darf bei dieser Feststellung allerdings auch die Kraft der Reaktion nicht außer acht lassen, die dem Impressionismus folgte und sich anschickte, die Kunst des Malens in völlig neue Bahnen zu lenken. Der Aussage der Linie fiel gleichzeitig wieder zu, was ihr, in der Kunst der Deutschen, besonders aber auch in der Kunst der Sudetendeutschen, zukam. Im Sommer 1944 verbrannte bei einem britisch-amerikanischen Luftangriff auf München auch der Großteil aller Zeichnungen Emanuel Hegenbarths. Ein unersetzlicher Verlust auch in dem Sinne, daß es nun nicht mehr möglich ist, die letzte graphisch-zeichnerische Aussage des Künstlers zu studieren und sie in die gesamtdeutsche Graphik einzuordnen. Aus dem Umstande, daß sich Emanuel Hegenbarth in den letzten Schaffensjahren einer dramatisch-betonten Figuren-Komposition stärker zugewandt hatte, darf man ableiten, daß auch die zeichnerische Aussage dieser Zeit neue Elemente enthielt. Es ist anzunehmen, daß gerade jene Eigentümlichkeiten sichtbar wurden, die die Graphik der Sudetendeutschen kennzeichnet.

Von den malerischen Arbeiten, die aus den Jahren 1918/19 stammen, sind die meisten in Privatbesitz versteckt und viele wahrscheinlich in Dresden verbrannt. Das Bild „Bäumendes Pferd", es dürfte um 1918/19 gemalt worden sein, können wir als ein Beispiel dafür nehmen, daß sich die Zielsetzung des Künstlers in Richtung eines neuen Beginns bewegte. Nicht das Spiel des Lichtes und der rein optische Eindruck sind nun das Wesentliche, sondern das Ineinander von gesehener und erfühlter Natur sowie das Nebeneinander der Töne und Farbflächen. An die Stelle der impressionistischen Farbzerteilung tritt die Farbabstufung. Darüber hinaus enthält dieses Bild aus der Verbindung von Mensch und Tier ein Element, das es in jenen geheimnisvollen Raum stellt, wo Alfred Kubins visionäre Abenteuer zu Hause sind. Stellen wir neben dieses Bild eine Auswahl der wenigen erhalten gebliebenen Zeichnungen, so erkennt man mit Verwunderung, wie neben die Darstellung von Tieren oder Tiergruppen die Ausdeutung des Menschen tritt ... und den Künstler zur Illustration führt. Die Blätter zu „Don Quichote" und zu verschiedenen Märchen zeigen, mit welch sicherem Instinkt der Künstler mit dem malerischen Schwarzweißkontrast arbeitet. Auch spürt man seine Freude am Fabulieren. Dabei ist es ungemein interessant, zu sehen, daß sich Emanuel Hegenbarth in der Illustration und hier wiederum im Thematischen mit seinem jüngeren Vetter Josef Hegenbarth trifft, der ihm 1905 von Böhmisch-Kamnitz nach Dresden gefolgt war. Von dem jungen Akademie-Professor behutsam geführt, tat hier Josef Hegenbarth die ersten zögernden Schritte auf dem Wege zu seiner graphischen Kunst.

Heute steht Emanuel Hegenbarth im Schatten seines zu Weltruhm aufgestiegenen Vetters, wie er früher im Schatten seines Lehrers und Schwiegervaters Heinrich von Zügel stand. Sehr zu Unrecht, denn er war ein bedeutender Maler und ein sicherer, ja begnadeter Zeichner. Für sein künstlerisches Werk ist ihm vielerlei Anerkennung zuteil geworden. Eine große Anzahl seiner Gemälde waren in zahlreichen Kunstausstellungen des In- und Auslandes zu sehen und viele seiner Bilder befinden sich in öffentlichen und privaten Sammlungen, in Dresden, Wien, München, Düsseldorf, Prag und Nürnberg, um nur einige zu nennen.

This painter and draughtsman was born on January 14, 1868, in the small country-town of Böhmisch-Kamnitz near Tetschen-Bodenbach in the midst of picturesque hills, phantastic rocks and dour woods. On July 18, 1923, he died as a professor in the Academy of the Fine Arts in Dresden.

The course of his life was a steady one. Shortly after his birth his mother died, so he spent some years of his early childhood with his grandparents; then he attended the non-classical secondary school at Böhmisch-Leipa, entered his father's glass-manufacturing firm, but spent every free hour on painting and drawing. Reluctantly his father allowed him to take up painting as a career. He went to Munich, where the German-American Marr and Heinrich von Zügel, whose eldest daughter later became his wife, were his teachers. Zügel gave him what his artistic disposition needed. Together they worked in the Dachauer Moos or at Wörth, an old village on the Rhine. Undoubtedly Zügel was an eminent teacher and handed on to him what could be taught of his impressionism. Hegenbarth knew how much he owed him. Soon he put his achievements to proof when his "Beaters" showed his intense and unpretentious sensitiveness for man, landscape and animal and his command of figural composition as well as of a fine colour scheme.

The painting was bought for the Modern Gallery in Prague, won him a Gold Medal, and will have contributed to his appointment to a professorship in the Dresden Academy, where a master class for animal-painting was organised for him. Now a happy time of creative work began. He painted his beautifully balanced pictures, which are emphatic and impressive in all their simplicity, in his native landscape, or near Komotau, or in the Lausitz.

Perhaps it was the tragedy of his life that his early death prevented him from reaching his last perfection in a great old-age style. At first he had been influenced by Dutch painters of landscape and animals, then by Heinrich von Zügel, thus progressing from naturalism to impressionism; and finally he reached a style approaching expressionism. But then his fatal illness attacked him. In his earlier periods idyllic and epic motifs had prevailed, later his palette became simpler and his composition and grouping more concentrated. At last he turned to drawing again, the expressive force of the contour lines was what attracted him. Unfortunately most of his drawings have been consumed by fire during a British-American air-raid in the summer of 1944. But his painting "Prancing Horse" of 1918/19 shows what his aims were at that time. And beyond that turning away from impressionism, there is an element in it that puts it in that mysterious sphere where Kubin's visionary experiences are at home. In that last period the artist turned to the illumination of "Don Quichote" and fairy-tales with masterly black-and-white drawings. His nephew, Josef Hegenbarth, who had followed him to Dresden in 1905 and had received his first instruction from him in the graphic arts, in which he was to gain wide fame, has done very similar work.

An exhibition arranged in commemoration of Emanuel Hegenbarth at Nördlingen this summer, contains paintings as well as drawings, and provides an opportunity to get to know this important artist.

Von der Sichellege im Egerland / Otto Zerlik

Ernte- und Erntedanksprüche

Jahreslaufbrauchtum wird — auch seiner Bezeichnung nach — vorwiegend mit der nächstliegenden Arbeit in Verbindung gebracht. So bezeichnete man das Druschende „Drischlliagh" (Drischllege), den Abschluß des Federnschleißens „Federmannl" und das Ende der Getreideernte „Sichlliagh" (Sichellege), „d Sichala" (südliches Egerland) oder „da O(b)schnied" (Abschnitt; im Duppauer Gebirge).

„D Sichlliagh" besagt, daß der Charakter unseres Erntefestes dem der süddeutschen Landschaften gleicht, denn in Schwaben sagt man „Sichelhenket", und im Baselland (Schweiz) „Sichelhenki", „Sichellegi" oder auch „Sichellösi". Das Wort Erntedank kennt die Egerländer Mundart nicht.

„Di Sichlliagh" wurde gewöhnlich an dem Tage gefeiert, an dem das letzte Getreide unter der Sichel fiel, oder — wahrscheinlich häufiger — an dem das letzte Getreide von den Feldern in die Scheuer gebracht wurde.

Beachtlich ist, daß es „in der Arbeitsspitze des Jahres" verhältnismäßig viel Arbeitsformen und brauchtümliche Gepflogenheiten gegeben hat, die mit Bitt-, Heische- und Dankspruch verbunden waren. So knieten sich beispielsweise im Kreise Mies die Schnitter vor dem Erntebeginn vor dem Ährenfelde nieder, nahmen Erde in die Hand und beteten:

Heiliger Sankt Veit,
behüt mich vor der Sichel,
daß ich mich niat stich u niat schneid.
behüt mich vor der Sichel.
Heiliger Sankt Michel,

Aus Holeischen, Kreis Mies (J. Maschek, „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde" [Prof. Dr. Jungbauer], II/126).

In Neudau bei Karlsbad war bis zum Jahre 1939 folgender Brauch üblich: Kam der Bauer mit der ersten Getreidefuhre der neuen Ernte, so schlug er dreimal mit dem starken Ende des Peitschenstockes an das verschlossene Scheunentor, worauf die hier wartende Bäuerin von der Tenne aus die Frage stellte:

„Bauer, was bringst?"

Der Bauer:

„Den Leutn das Brot
und den Mäusen den Tod.
Es helfe mir Gottvater,
Gottsohn und Gott heiliger Geist. Amen."

Hierauf stieß die Bäuerin von innen das Tor auf, freudig befehlend:

„Dann fahr herein, in Gottesnamen!"

Neben dem Spruchgut traten, mehr als in dem üblichen Jahresbrauchtum, Blumen, Kränze und Mägde hervor. Das bäuerliche Egerland war nicht besonders blumenliebend, aber, zum Ernteausklang, in der verhältnismäßig blumenarmen Zeit, ging es nicht ohne Blumen. So lesen wir bei Josef Hofmann, dem bekannten Egerländer Volks-

gutsammler („Köichla u Räihapüazel", 1. Auflage 1923, Selbstverlag, Seite 14): „. . die Mägde kletterten von den Wägen herab. Die Altmagd trat mit dem Getreidekranze auf das Trepp, stellte sich vor der Bauernfamilie auf, knixte und begann dann ihr Sprüchlein herzusagen . . ." Weiter lesen wir: „Nun trat die Kleinmagd vor, knixte vor der Bäuerin, schwang den schönen Blumenkranz und sagte dieser ihr Sprüchlein auf . . . Hierauf überreichte sie der Bäuerin den Blumenkranz . . ."

Die „Sichlliaghsprüchla" (Erntedanksprüche) waren örtlich recht verschieden. So war — nach Karl Storch — in Neuzedlisch, Kr. Tachau, folgender Spruch gebräuchlich:

Unsere Ernte ist vollbracht,
drum haben wir einen Kranz gemacht,
er ist aus Blumen und Ähren,
unsere Herrschaft zu ehren.
Wir banden die Garben in sonniger Glut,
sammelten Ähren, das köstliche Gut,
den Segen des Feldes, goldig und schwer,
das Mühen und Hoffen war nicht leer.
Säen und Ernten — schöne Zeit —
macht reich das Leben, das Herz voll Freud.
(Nach dem Überreichen des Kranzes):
Wir wünschen recht viel Glück in die Scheuer,
daß nächstes Jahr mehr wächst als heuer.

In Oleschau und Dörfles bei Duppau wurden folgende zwei Erntedanksprüche aufgezeichnet („Unser Egerland", S. 96/XVI [1912]):

Guten Abend, Herr Hauswirt und Hausfrau,
jetzt bring' ich die Sichelleg herein;
sie wird dem Hausherrn und der Hausfrau
wohl angenehm sein.
Dem Hausherrn und der Hausfrau zu Ehren,
daß wir alle Schnitter wären.
Ich wünsch' Ihnen viel Glück,
daß die Mandel drei Strich gibt,
ich wünsch viel Glück und Segen,
daß wir das künftige Jahr wieder erleben.
Wir haben das Getreide in die Scheuer gebracht,
drum haben wir unserm Hausherrn einen Kranz gebracht,
Wir wünschen ihm einen Boden voll Korn,
und der Hausfrau einen Stall voll Horn,
und dazu einen Beutel voll Geld,
damit sie ziehen durch die ganze Welt.

Einer Erntedankbeschreibung („Ein Erntefest in alter Zeit") von Josef Hofmann in „Köichla u Räihapüazel", (1923) entnehmen wir den nächsten aus der Buchauer Gegend stammenden Erntedankspruch:

Mit Laubnis
Wir fahren die letzten Wagen herein
und bringen dazu auch ein Kränzelein.
Von Gersten is es, Korn, Hafer und Wicken,
das haben wir alles selber geschnitten.

Wir wollen dafür auch beschenket sein
mit goldbraunem Bier und mit Branntewein
und auch einer Schüssel voll Krappen,
da werden wir alle darnach rappen.
Dabei wollen wir aber nicht vergessen
einem jeden was Gutes zuzumessen:
Dem Bauer einen Boden voll Körner
und in seinem Stall viele Hörner.
Auch die Bäuerin wollen wir nicht vergessen,
und ihr volle Laden zumessen,
dann wünschen wir auch dem Töchterlein hold
einen Bräutigam, edel und treu wie Gold,
und weiter wünschen wir auch dem Sohn
eine schöne und tüchtige Braut zum Lohn.
Und über ein Jahr soll schon was schreien,
an dem sich alle am Hofe freuen.
Den Kleinknecht wolln wir auch nicht vergessen,
dem wollen wir recht viel Flöh' zumessen;
wir wünschen ihm auch eine Mutz voll Fliegen,
dann soll er auch brav die Kindlein wiegen.
Dem Großknecht wünschen wir heute ein Weib,
damit er hat einen Zeitvertreib,
einen lustigen Freier der großen Magd,
den sie hoffentlich nicht vom Fenster jagt.
Und allen anderen wünschen wir auch
viel Glück und Segen nach altem Brauch.
Damit ist nun meine Rede ganz,
drum nehmet jetzt hin den Ährenkranz.

Schließlich sei noch festgehalten, daß im Leben unserer Schnitter und im Erntedankbrauchtum die Wachtel, dieser in unseren Fluren immer seltener werdende Vogel, eine gewisse Rolle spielte. Verschiedene Sprüche bekunden dies. So lesen wir bei Karl Storch („Die Wachtel" in „Egerland-Heimatland", September/Oktober 1949): „Beim Festessen am Schlusse des Schnittes (in den Dörfern um Tuschkau) setzt die Großmagd dem Bauer einen Kranz aus Blumen und Ähren auf den Kopf und sagt einen Spruch. Auch bei dieser Gelegenheit vergißt man die Wachtel nicht." Als Beispiel einer von drei angeführten Mundartsprüchen, hier allerdings schriftdeutsch wiedergegeben:

„Bauer, da habts einen Kranz,
abgeschnitten haben wir ganz.
Die Wachtel läßt euch grüßen,
die Wachtel läßt Euch sagen,
sollts ihn in Ehren tragen,
in Ehren tragen und recht lange leben,
und uns einen Krug Bier zum besten geben!"

HEILIGKEIT

So manche, die sie fangen, in Kerkern
halten,
o meine Beste, liebten Blumen, Tiere mehr
noch als andre, neigten tiefer sich über Menschen, die
vorm Tode flohn.

Sie ziehen die Straßen hin, sie stehn auf Plätzen.
Man muß sie sehen, will man deutlicher sehn,
sie hörn,
im Innern haben.
Wie von fernher, wie von Cymbelklängen
erklingt's, mit klirrenden Schläfen hört man zu.

O meine Beste,
vor ihnen im Nu verstummen alle Fragen,
wie gewichtig sie sich auch erscheinen mögen.
Sie trinken, sie schlampen gierig den blinkenden,
den kristallenen Tau wie von Himmeln Gezeugte.

DER NACHTWANDLER

Zieh aus die Schuh, ganz schwarz von Leid! Schon sinkt
in weißen Flocken Licht, der Hügel aber
umwindet sich mit weichstem Pfad, um dich,
um deine Sohlen sanft hinaufzutragen.

Dort nahn die Berge schon im Purpurschritt,
die Sänftenträger deiner Phantasie,
ist es der Tag, der fröhlich Flöte spielt,
der überm Haupt die Glitzerpeitsche schwingt.

ist es der ernste Strom, ein Knabe, Hirt,
sind Schafe, Leib an Leib, die raschen Wellen?
Schon tritt in frohem, wachsendem Gedränge
die Drossel auf den Fuß der Nachtigall.

DER HERRSCHER

Trauer in uns Sterne verloren hängen
Herzen furchenselig ins Blaue blenden
über uns ein Mann mit den Händen Hasses
Samen versendend

Trauer unser Sterne verloren hängen
Glocken schwingt er Schellen die dunklen hellen
sollen unsre Ohren betäuben rauben
Nachbarn und morden

Leichensprosse wie Sprossengleiter jeder
über uns ein Mann mit dem Hunger spielend
Seine liebend Einhorn den andern allen
arme Gunhilde

Trauer unser Sterne verloren hängen
über uns ein Mann zu uns rauh wie Seide
Seinen stumm uns machen mit Tönen Dröhnen
wird er Gunhilde

Orden Brüste zieren Gefühle würgen
stolz die einen er das Gesetz die Seele
treibend alle die im Kristall des Hasses
wachsen zu Säulen

Trauer unser Sterne verloren hängen
Leichensprosse dieser und Sprossenleiter jener
über uns ein Mann der uns trennt ach besser
immer der eine

Seinen Wärme Kälte den andern stille
stumm die heil'gen Chöre der Augen schweigend
rauschend Regen störend ich kann nicht mehr nicht
lieben mehr Amen.

IN DEN HERBST HINEIN GEFLÜCHTET

Es weht nicht warm aus unserm Teich.
Im Nebelschuh
die Erde, stumm schon, kahl, entweicht,
ein Wonnehauch
auf Trippelzehn, dort kommt er schrägen Haupts,
mich beben läßt, ob du von mir noch weißt.

BESPRECHUNGEN

Anton Pachelhofer

AUS DEM AUTOKLAVEN

Lyrische Gedichte

(Passau, Neue Presse Verlags-G.m.b.H., 110 S., geb., 6,40 DM)

Autoklav ist ein technisches Gerät, in welchem unter Überdruck die Verschmelzung des sonst Unvereinbaren gelingt. Der Autor, der diesen Ausdruck für seine Gedichte wählt, muß mit Interesse und Widerspruch rechnen. Wir veröffentlichen nachstehend eine Besprechung des neuen Lyrikbandes von Sepp Skalitzky und einen Brief von Rudolf Quoika an den Rezensenten.

„1958 erschien vom gleichen Verfasser ein Lyrikbänddchen von 46 Seiten, daraus der Heimatbrief manches abdruckte. Nun liegt ein rein äußerlich weit stattlicherer Band vor, dessen Titel und symbolische Einbandzeichnung schon dem Wesen des Buches Ausdruck verleihen. Beide Gedichtbände aber haben eine kaum mehr zu überbietende Eigenwilligkeit gemeinsam, die hart an der Grenze zwischen eben noch gültiger Aussage und gewissen, aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg sattsam bekannten -ismen liegt. Im Gegensatz zu dem zärtlichen, betont schlichten Titel des ersten Bändchens trägt der andere Band einen Namen, zu dessen Eindeutschung ich mir erst ein Wörterbuch zu Rate ziehen mußte (so ungebildet bin ich!). Und da fand ich: Autoklav (mit dem Ton auf der letzten Silbe) ist ein Gefäß zum Erhitzen unter Druck. Da hatte ich's, und nun wurde mir manches klar. Die Verse, von denen gewiß viele viel an sich haben, nur daß wenige damit etwas werden anzufangen wissen, entspringen einem ständig unter Bedrängnis stehenden, explosiv geladenen Herzen, und der Expressionismus, die Ausdruckskunst, entwickelte sich unter solchen Umständen zu einem Autoklavismus mit seinen unter seelischem Überdruck entstandenen Gedichten. Oder sollten die Gedichte in ihrer oft gespenstischen Form eine Art Protest sein gegen die Verfallserscheinungen unserer Zeit, wie auch vor einem halben Menschenleben der Dadaismus gerade in Deutschland Protest sein sollte? Pachelhofers „Herrscher", ohne Interpunktionen dahingeschrieben, gestammelt, läßt vielleicht darauf schließen. Einzelne — nach meinem Geschmack — perlenhafte Zeilen, ja selbst Strophen verkommen im — ebenfalls nach meinem Geschmack — krausen Gestrüpp wuchernder Gefühle und in den Vers geschleuderter Gedanken. Wer schwer Begreifbares und Ausgefallenes liebt, wird zwar oft den Kopf schütteln, aber den Mut zu Neutönertum und gewagten Bildern wahrscheinlich doch bestaunen."

Sepp Skalitzky

Lieber Sepp Skalitzky!

Vor mehr als vierzig Jahren trafen wir uns einmal in Tepl, machten einen kleinen Ausflug ins Stift und kamen dabei auch auf die Dichtkunst zu sprechen. Ich weiß nicht mehr genau, ob damals schon Ihr Band „Sonette" erschienen war, doch kam er bald und erzeugte Freude und Achtung. Einmal, weil ein junger Autor zu Worte kam, zum zweiten, daß dieser ein Meister der gebundenen Rede und der Form war. Die Form als überkommenes Kleid zu meistern, schien mir damals schwieriger als eine neue zu finden. Dann gingen die Jahre dahin; öfter las ich Ihre Gedichte und Besprechungen Ihrer Werke, jedenfalls waren solche Ereignisse Erinnerungen an die Begegnung von Tepl. Nun stehen Sie wieder vor mir, und unser Landsmann und sein Gedichtband „Aus dem Autoklaven" steht zwischen uns, wieder las ich mit Ernst und voll Neugier, was Sie über Anton Pachelhofer und dessen Musenreich zu sagen haben würden; auch wurde mir gewahr, daß die letzten Jahrzehnte literarischer Anschauung auch an Ihnen nicht ohne innere Erregung und Widerspruch vorüberge-

gangen waren. Und gerade in diesem Zusammenhang will ich einiges über das neue Gedichtbuch aussagen, einiges, das mir naheliegt (und Ihnen etwa widerstrebt), aber doch manches, was mir wert scheint, im Zusammenhang mit Ihren Gedanken doch festgehalten zu werden. Auch mir war der Titel des Buches eine Frage, die ich zugleich Freunden stellte, humanistisch gebildeten und anderen, doch einigten wir uns bald auf den Begriff des „Selbst-Entschlüsselt-Seins" (was mit Ihrer Erklärung nicht gerade in Widerspruch steht). Um es gleich zu sagen: Der Inhalt des Bandes begeisterte mich, ich fand keinerlei Kampfansage oder gar Protest gegen eine Welt unserer Zeit, fand nirgends „Ismen" der zwanziger Jahre, doch viel Beziehung zu den literarischen Äußerungen jener Zeit, die in Heym und Trakl ihre Götter sah. Man darf hiebei aber nicht gerade an Bert Brecht oder Gottfried Benn denken. Pachelhofers Eigenwilligkeiten scheinen mir innerer Reichtum, der seelische Ausdruck kaum Protest, einfach lyrische Aussage eines Zeitgenossen, der aus der freien Gegend des Konventionellen heraustritt und den eigenen Weg geht; er sucht einfach Ungebundenheit, weil diese ihm stilbildend erscheint, und deshalb verschmäht er fast alles, was als reiches Erbe lastend sich auf die Autoren legt. Natürlich hat Pachelhofer mit den dadaistischen Protesten Hülsenbecks nichts zu tun, steht noch allein und hat Zeit, auf eine Einstufung seitens der Literatoren zu warten (doch glaube ich, wird er eher zu den realistischen Impressionisten als zu den Expressionisten gezählt werden). Was Sie aus dem Gedicht „Der Herrscher" herauslasen, nahm bei mir einen anderen Weg. Verraten diese Strophen nicht die formale Meisterhand, die den Rhein, den Allbezwinger der Dichterwelt, einfach fortläßt, um der Konvention zu entfliehen? Pachelhofer verschmäht auch die Zäsuren, die eine Interpunktation aufdrängt; die Baumittel sollen eben neu sein, hier spricht die neue Architektur, eine, die zugleich geistvoll ist. Der freie Lauf der Gedanken läßt sich von formalen Elementen kaum erdrücken. — Das sind freilich harte Worte, die man einem Meister des Sonetts entgegenhält, aber hier wie dort herrschen eben andere Gesetze, die Pragmatik des einen ist die Fessel des anderen. Allerdings weiß ich nicht, wie weit die andere, die neue Generation, im Spiele ist. Nirgends vermisse ich Fehlendes, finde aber überall das, was den Dichter Pachelhofer umschreibt: Fülle der Gedanken, reiche Metaphern, innere Rhythmik, einen neuen Wortlaut und sogar Neuschöpfungen, die an Hans Watzlik erinnern. Gebundene und ungebundene Stoffkreise, Persönliches und Begriffliches mischen sich in diesem Bande, der geradezu als eine Schatzkammer echter Lyrik zu bezeichnen ist. Schließlich finden Folklore und Volksmund ein, wenn auch bescheidenes Plätzchen in diesem Buche des „Selbst-Entschlüsselt-Seins", das zu Franz Werfel, Rudolf Kassner oder gar Otokar Brezina gute Beziehungen hat. Deren Welten sind auch Pachelhofers Welt und die seiner Generation, die einem gewissen Lebenskreise entwachsen ist. Ich darf an das Gedicht „Heiligkeit" erinnern, das in seiner Hymnik an den „Sonnengesang" des Hl. Franziskus gemahnt und zugleich alles das in sich aufscheinen läßt, was der Leser irgendwie wünschen könnte. Was ich an den Gedichten Pachelhofers (als Musiker) am meisten schätze, ist ihr Hang zur vollendeten Improvisation, die die Idee erfaßt und raschestens vollendete Komposition schätzt, die hier Wortmusik sondergleichen ist. Man ist genötigt, schnell Notenlinien zu ziehen und ein paar Akkorde und einige kontrapunktische Nebenmelodien zu konzipieren, die diese Lyrik umschreiben. Könnte lyrische Vollendung besser ausgedrückt werden?

Das wäre einiges von dem, was ich ergänzend sagen wollte; leicht hätte es mehr sein können, ein Aufsatz, ein Essay über Pachelhofer und seine Welt. Freuen wir uns an diesem wirklichen Dichter, der unser Landsmann ist. Nehmen wir den Prachatitzer zwischen uns, drücken ihm die Hand und beglückwünschen ihn dazu, daß er es gewagt hat, die sudetendeutsche Lyrik aus der Konvention herauszuheben. In freundlichster Erinnerung bin ich

Ihr sehr ergebener Rudolf Quoika

Um dem Leser ein eigenes Urteil zu ermöglichen, haben wir auf den Seiten 131 und 132 einige Gedichte aus dem Autoklaven abgedruckt, auch jene, auf die die Rezensenten sich beziehen.

Georg Stadtmüller

GESCHICHTLICHE OSTKUNDE

Abriß der Geschichte des deutschen und europäischen Ostens (Bogen-Verlag München und Stuttgart, 1959, 180 S., Ln., 12,80 DM).

Dieses Buch gibt in seiner klaren Gliederung, in der Herausarbeitung aller entscheidenden Zusammenhänge wie in der Prägnanz seiner Aussage eine fast klassische Darstellung des Stoffes. Es geht aus von der geographischen Lage des deutschen Volkes im Herzraum Europas und dem schicksalhaften Verhältnis der Deutschen zu den drei benachbarten historischen Staatsnationen - den Polen, den Ungarn und den Tschechen. Wie sich diese Nachbarschaft ausgewirkt hat, im Guten wie im Bösen, das wird zum Gegenstand eines Gesamtbildes, das die machtgeschichtliche Entwicklung der Staaten, die nationalgeschichtliche der Völker und die geistesgeschichtliche der sie beherrschenden Ideen vor uns ausbreitet. Daß die Volksgeschichte dabei dominiert, ergibt sich aus den historischen Umständen. Die Art aber, wie in diesem Gesamtbild die entscheidenden und die Nebenaktionen erfaßt und in der Vielfalt ihrer Verflechtungen dargestellt sind, wird jeden objektiven Leser aufs angenehmste überraschen: allzulange mußte man sich damit abfinden, deutsche Geschichte ausschließlich in der seit 1870 traditionell gewordenen Verschiebung auf brandenburgisch-preußische Akzente zu erleben, indes die weit ältere Geschichte des bairisch-österreichischen Stammesraums mit ihrer uralten Ausstrahlung nach Osten und ihren Jahrhunderte währenden Abwehrkämpfen gegen die Einbrüche aus der asiatischen Welt, die den Bestand eines christlichen Europa überhaupt erst sicherstellten, bestenfalls zu einem gelegentlich gestreiften Nebenschauplatz herabsank. Georg Stadtmüller, dem wir dieses Buch danken, Historiker an der Universität München, ist seiner Herkunft nach Hesse, hat das Gymnasium in Bensheim an der Bergstraße und seine Hochschuljahre in Freiburg i. Br. und in München absolviert, keineswegs auf altösterreichischem Boden. Allerdings waren Geschichte und Kulturgeschichte Südosteuropas schon frühzeitig seine bevorzugten Forschungsgebiete. Unvergessen ist seine 1950 erschienene „Geschichte Südosteuropas". Diese tiefgehende Erfassung all der vielgestaltigen nationalen und konfessionellen Zusammenhänge, vor allem auch der Verschiedenartigkeit der hier nebeneinander auftretenden slavischen Volksstämme ist für einen nicht selbst in diesem Vielvölkerraum Geborenen und Großgewordenen eine imponierende Leistung. Stadtmüller beschränkt sich dabei keineswegs nur auf das Ostkundliche; er weiß sehr genau, in welchem Ausmaß alles, was in diesen Außenbastionen geschah, immer abhängig blieb von den politischen Ereignissen in Europa. Ausgezeichnet entwickelt er auch den inneren Gegensatz zwischen der katholischen und der orthodoxen Ostkirche; der katholischen, die mit der bändigenden Kraft ihrer Disziplin und Rationalität das Wesen der westeuropäischen Völker geprägt und uns das abendländische Rechtsbewußtsein vermittelt hat, daß der Staat niemals alleinherrschend sein kann, weil es Bezirke gibt, die dem Zugriff staatlicher Machthaber entzogen sind, und der orthodoxen des Ostens, die mit ihrer cäsaropapistischen Totalität von Beginn an den widerstandslosen Boden für die einander hier ablösenden Despotien bereitete, deren letzte der heutige Kommunismus ist.

Die Anführung wenigstens einiger der Einzelkapitel — „Die Ungarnnot, das 13. Jahrhundert - das große Jahrhundert der abendländischen Ostbewegung, der Aufbruch des Nationalgedankens, Reformation und Gegenreformation, die Entstehung des habsburgischen Donaustaates, dynastischer Ausgriff nach dem Osten: Österreich, Sachsen, Preußen, Holstein-Gottorp", und so fort bis zum Epilog „Das Zeitalter des Nationalismus und sein Ende" — läßt das Umfassende dieses Buches erkennen. Von besonderer Bedeutung ist, wie Stadtmüller überall das Kulturhistorische mit dem rein historischen Ablauf des Geschehens verknüpft. Immer wieder klingen auch die tragischen Akzente unserer Vergangenheit durch, so das Unheilvolle des religiösen Zwiespalts in der abendländischen Christenheit, in Böhmen etwa, wo die Reformation geradezu als Erbin des Hussitismus in Erscheinung trat, jenes Hussi-

tismus, der für uns doch der Bannerträger der Loslösung Böhmens aus der Schicksalsgemeinschaft mit dem Deutschen Reich war! Natürlich lassen sich aus heutiger Sicht nie völlig gerechte Schlüsse über vergangene Ereignisse ziehen; aber welche Wunden der konfessionelle Zwiespalt unter den Deutschen, vom Beginn der Glaubenstrennung an, den allzuoft nicht ausreichend gefestigten Streusiedlungen unseres Volkes im Osten geschlagen hat, das wird beim Lesen dieses — streng objektiv abwägenden — Buches stets von Neuem klar. Nicht zu vergessen die furchtbaren nationalen Folgen, die die siegreiche Machtpolitik des neuen preußischen Königtums für die weiträumige Ostsiedlung des habsburgischen Donaustaates hatte, dem dadurch die lebensnotwendige Blutzufuhr und später auch noch der staatsrechtliche Zusammenhang mit dem deutschen Vaterland immer mehr und schließlich ganz verlorenging. Sehr vieles, das gerade auf binnendeutschem Boden bisher mit falscher Brille gesehen worden ist, findet in diesem Buche ebenso überzeugende wie betrübliche Darstellung.

Zu erwähnen bleibt noch die vortreffliche Bibliographie, die dem Leser reiche Hinweise auf die Fülle vorhandener Geschichtsquellen gibt.

Dr. August Kurt Lassmann

Josef Kühnel

THADDÄUS HAENKE — EIN DEUTSCHES FORSCHERSCHICKSAL

Veröffentlichungen des Collegium Carolinum e.V., Band 9. (Verlag Robert Lerche, München, vorm. J. G. Calve Prag, 1960, 276 S., 27 Abb., 2 Karten, kart. 16,50 DM, Ln. 19,50 DM).

Nicht alle Bände dieser hochbedeutsamen Reihe wissenschaftlicher Publikationen werden den Leser auch rein menschlich so packen und ans Herz greifen wie dieser. Er schildert das Schicksal des 1761 zu Kreibitz in Nordböhmen geborenen Thaddäus Haenke, der als 7. von 12 Kindern unter schwierigsten Umständen studierte, mit Stundengeben und durch Einsatz seiner Musikbegabung diese schweren Jahre fast völlig aus eigener Kraft bewältigend. Als Sängerknabe begann er im St.-Wenzels-Seminar in Prag; nur einmal noch, fast 15 Jahre später, kam er für drei Wochen in die Stadt seiner Kinderjahre; dann führte ihn das Leben für immer hinaus in die Welt. Medizin und vor allem die Naturwissenschaften, die Botanik, waren die Wissensgebiete, denen er sein Leben mit Leidenschaft gewidmet hat. Seine Begabung erregte frühzeitig die Aufmerksamkeit bekannter Naturforscher, sowohl an der Universität Prag, wo er bereits 1782 zum „Magister" promoviert wurde, als auch in Wien, wohin er sich anschließend begab, „zu Fuß", wie es in seinem Lebenslauf so rührend zu lesen ist. In Wien wurde er mit ehrenvollen Aufträgen betraut, die ihm Forschungsfahrten vor allem in die Alpenwelt ermöglichten. Haenke war ein ausdauernder Fußgänger und waghalsiger Bergsteiger; besessen von seiner „botanischen Wut" legte er 1787 in 4 Wochen eine Strecke von 140 Meilen zu Fuß zurück, mit einer ungewöhnlichen Pflanzenbeute heimkehrend. Haenke erstrebte die Laufbahn eines Hochschullehrers; aber der wissenschaftliche Ruf, den er sich bereits in diesen frühen Jahren erworben hatte, nicht zuletzt auch die Bewunderung, die ihm der in Spanien hochangesehene Gelehrte Freiherr von Born entgegenbrachte, führten dazu, daß die spanische Regierung ihn einlud, in spanische Dienste zu treten und an einer Forschungsexpedition in die Welt des damals noch überwiegend spanischen Südamerika mitzuwirken. Es war nicht leicht, dazu die kaiserliche Bewilligung zu erhalten. Josef II. sah es nicht gern, wenn begabte Männer aus dem wissenschaftlichen Nachwuchs ans Ausland verlorengingen. Bei Haenkes persönlicher Audienz auf Schloß Laxenburg ließ sich der Kaiser versprechen, daß der junge Forscher nach Beendigung seiner Aufgabe wieder heimkehre und seine Ergebnisse auch hierher mitbringe; er gab ihm überdies ein Reisegeld von 500 fl. Haenke, mit einem Schlag berühmt geworden, war von der Unterredung entzückt. Am 26. Juni 1789 verließ er Wien; die Reise führte ihn durch Frankreich, das eben den Ausbruch der großen Re-

volution erlebte; nach kurzem Aufenthalt in Spanien begann seine Fahrt über den Ozean. Er sollte nie mehr nach Europa zurückkommen. Das vorliegende Buch schildert nun im einzelnen sowohl die weiteren Erlebnisse Haenkes als auch die wissenschaftlichen Resultate seiner Forschungen. Neun Jahre nach Haenkes rätselhaftem Tode schrieb die „Botanische Zeitung" (Regensburg): „Wohl nie hat ein Botaniker längere Zeit die verschiedensten Erdteile durchwandert als Haenke: stets die Hoffnung nährend zur Rückkehr in sein Vaterland, fand er dennoch zuletzt nach vielen Schicksalen unbelohnt in der anderen Hemisphäre sein Grab; um so mehr ist es Pflicht, in seinem Vaterland und nicht weniger in ganz Europa sein Andenken zu ehren."

Haenke, in Südamerika bis zum heutigen Tage in seiner wissenschaftlichen Bedeutung voll anerkannt, war bei uns weitgehend in Vergessenheit geraten, weil ihm die politischen Wirren, der Zusammenbruch der spanischen Herrschaft in Südamerika und persönliches Schicksal die Heimkehr und damit die Auswertung seiner enormen Forschungsarbeit verwehrt hatten. Erst 1938 brachten die Studien der Arbeitsgemeinschaft im geographischen Institut der Prager deutschen Universität den Namen des zu Unrecht vergessenen Haenke wieder in Erinnerung. Dieser Erinnerung durch eine in Wort und Bild hervorragende wissenschaftliche, und wie bereits betont, auch menschlich ergreifende Darstellung nun eine endgültige Unterlage gegeben zu haben, ist das Verdienst dieses Buches, das ein echtes sudetendeutsches Unglücksschicksal zugleich mit aller Würdigung der dennoch erreichten Forschungsergebnisse für die Nachwelt aufgezeichnet hat.

Dr. Lassmann

DAS SCHÖNE DEUTSCHE OLMÜTZ

Bildband von Zimprich-Matzke
(Verlag: Heimatverband Olmütz und Mittelmähren e.V., München, Preis 12,— DM).

Der alten Stadt Olmütz, den Dörfern der Olmützer Sprachinsel und den Städten Mittelmährens, Kremsier, Leipnik, Littau, Prerau und Prossnitz, sowie Mährisch-Weißkirchen, ist ein Bildband gewidmet, der zu dem Einprägsamsten zählt, was im Bereich unserer Volksgruppe bisher erschienen ist.

Die große kulturelle Bedeutung der Stadt Olmütz, das stolze Werk deutschen Bürgertums, die reiche Tradition, die sich um diese alte mährische Stadt schlingt, kommen in diesem Buch in hervorragendem Maße zum Ausdruck. Die Werke zahlreicher Baumeister, Maler und sonstiger Künstler, ehrwürdige gotische Überlieferung, der Zauber der Barockzeit prägten jenen kulturellen Mittelpunkt Nordmährens, der als Stätte einer deutschen Universität, als Schulstadt und als Reichs- und Grenzfestung in wildbewegter Zeit, weit über den mährischen Raum hinaus Bedeutung hatte. Formgebung in allen Zweigen des Kunstgewerbes, Vielfalt im Bau eines Städtebildes, dessen mächtige Bauten über verträumte Gässchen ihre Schatten warfen, kennzeichnen eine Stadt, deren Ausstrahlung das ganze mährische Land befruchtete. Dankbar müssen wir anerkennen, daß der verdiente Volkskundler, Forscher und Schriftsteller Dr. Zimprich gemeinsam mit seinem Landsmann Matzke mit diesem Buch einen weiteren wertvollen Beitrag zur Erhaltung der kulturellen Substanz unserer Volksgruppe geleistet haben. Der weitausholende, sehr instruktiv geschriebene Textteil, zu dem Dr. Fritz Czermak das Vorwort geschrieben hat, ist ein wichtiger Beitrag zur geschichtlichen Erschließung der mährischen Heimat und der umfangreiche Bildteil bedeutet Abschluß und Höhepunkt dieses Bandes, dem man weiteste Verbreitung wünschen kann.

Reinhard Pozorny

Hugo Scholz

DAS DORF DER 1000 PFERDE

(Roman)

(Stockerverlag, Graz, 275 S., DM 11.—).

Eine große deutsche Zeitung sah sich veranlaßt, die deutschen Schriftsteller zu ermutigen, gegenwartsnah und volkstümlich zu schreiben. Hugo Scholz ist in seinem neuesten Roman dieser Forderung nachgekommen. Wie das Eindringen der neuzeitlichen Technik in die Welt des Bauerntums das Verhältnis des

bodenbebauenden Menschen nicht nur zu seiner Arbeitswelt wandelt, sondern wie es ihn zu einem völlig neuen Selbstverständnis zwingt, welche Konflikte, ja menschlichen Katastrophen im Zustand des Überganges möglich sind, schildert Hugo Scholz in meisterhaft einfacher, eben bäuerlicher Weise. Aus jeder Zeile wird spürbar, daß dies alles nicht am Schreibtisch ersonnen, sondern erlebt und erlitten ist; denn Hugo Scholz ist, wie der Schweizer Alfred Hugenberg, ein von innen her getriebener schreibender Bauer. Bewirtschaftete er doch in seiner sudetendeutschen Heimat den ererbten Hof und redigierte nebstbei eine der besten Bauernzeitungen seines Heimatlandes. „*Wer einmal in einer Bauernwiege gelegen, mit dem Brot der Felder die Erde in sich gegessen und mit dem Wasser der reinen Brunnen das Rauschen der Bergwälder in sich aufgenommen hatte, kam nie mehr davon los*", heißt es im 1000pferdigen Dorf. Auch Hugo Scholz ist nicht mehr davon losgekommen, die Werte des Bauerntumes sind ihm, da er nun selbst den Pflug nicht mehr führen kann, nur noch bewußter geworden. Man ist heute leicht geneigt, einen Schriftsteller der Bauernromantik zu zeihen, der gegenüber der Technik, dem stärksten Ausdruck des Neuzeitlichen, einige Vorbehalte anmeldet. Er weiß diese Vorbehalte allerdings überzeugend zu begründen. Die Hauptfigur des Romanes bejaht das Maschinenwesen, bleibt sich aber bewußt, daß es immer nur Mittel zum Zweck sein kann, der Zweck aber soll sich am Menschen und nicht an der Produktion allein orientieren. „*Eine grüne Fabrik soll der Hof deswegen nicht werden. Auch kein bloßer landwirtschaftlicher Betrieb. Er soll immer ein Hofwesen bleiben. Ich will ja auch Freude daran haben, nicht nur produzieren!*" läßt er den in die Stadt abgewanderten und dann auf die Scholle zurückgekehrten Bauernsohn sagen. Die Gotthelfsche Kampfansage gegen den rechnerischen Ungeist der Zeit, wie sie etwa in „Geld und Geist" zum Ausdruck kommt, hat Hugo Scholz auf unsere Zeitverhältnisse abgewandelt. Dieses Buch hat auch dem Städter manches zu sagen. Wäre ich Lehrer an einer Landwirtschaftsschule, ich würde dieses Buch den Burschen und Mädchen kapitelweise vorlesen! Es würde sich lohnen. HANS-MICHEL OBERDORFER

Alfons von Czibulka

PRINZ EUGEN

Retter des Abendlandes

(16 Bildtafeln, 356 S. Paul Neff Verlag, Wien-Berlin-Stuttgart, 1958. Lw. gebunden, DM 18.80).

Die Gestalt Prinz Eugens ist im deutschen Volk im Verblassen. Eine Frage an die Gymnasialjugend nach diesem Feldherren und Staatsmann stößt heute meist ins Leere und das Volkslied vom „edlen Ritter" gerät in Vergessenheit. Geschichtliche Vergangenheit und Größe der Reichsstadt Wien sind wie Türkenkriege und Türkengefahr in die Ferne gerückt und damit ist auch der „Retter des Abendlandes", wie ihn der Verfasser mit Recht nennt, aus dem Bewußtsein geschwunden. Auch Prinz Eugen ist mit der Nachkriegswelle, die alles Militärische, Kriegerische und Heldenhafte zurückdrängte, hinweggeschwemmt worden und damit die große staatsmännische und kolonisatorische Leistung dieses kultivierten Mannes aus Savoyen, für den das eigene Vaterland keinen Platz hatte.

Alfons von Czibulka läßt das Bild dieses großen Europäers — wie man heute sagen würde — vor den Augen des Lesers lebendig entstehen, dem es das Schicksal nicht leicht gemacht hatte, aus dem Nichts zum ersten Mann Österreichs zu werden (der heimliche Kaiser wurde er einmal von Friedrich dem Großen genannt), der immer wieder gegen Mißgunst, Neid und Intrige sich durchsetzen mußte, dessen Feldherrntalent die Türkenschlachten von Zenta bis Belgrad entschied und der in Italien und Frankreich sich in gleicher Weise als Meister zeigte. In welch hohem Maße jedoch Prinz Eugen Bauherr und Kunstmäzen und nicht nur Soldat und Staatsmann war, wird aus der gut lesbaren, lebendigen und plastischen Schilderung deutlich. Ein Muster korrekter Haltung, immer den Menschen im Auge habend, Feind jeglicher Grausamkeit, Falschheit und Unehrlichkeit, so tritt er als brauchbares Leitbild vor Augen. Ganz abgesehen davon, daß sein

Lebenswerk manche ostkundliche Bemühung ebenso zu rechtfertigen wie zu begreifen geeignet ist. Die Bedrohung des Abendlandes und die Maßnahmen zur Sicherung der von den Türken befreiten Gebiete im Ausgang des 17. Jh. lassen Parallelen zur Gegenwart ziehen, deren Verständnis eben nur aus der Kenntnis der Vergangenheit zu gewinnen ist. Die Eliminierung des deutschen Elementes aus dem Osten und Südosten war nicht zuletzt der Versuch, die mit der Türkenbefreiung getroffene geistige Entscheidung zugunsten des Abendlandes rückgängig zu machen. Die Darstellung Czibulkas ist mehr als eine Biographie, sie ist zugleich Geistes- und Kulturgeschichte, deren Kenntnis zur Daseinserhellung beiträgt, also Bildung bedeutet. So rechtfertigt sich zweifellos die erweiterte Neuauflage des Buches über Prinz Eugen, der als eine zentrale Figur des Abendlandes begriffen werden muß.
Auf die Abbildungen sei besonders hingewiesen, denen das eindrucksvolle Portrait, geschaffen von dem Maler Johann Kupetzky aus Olmütz, (am Eingang dieses Heftes) entnommen ist.

Dr. Viktor Aschenbrenner

Leo Hans Mally

DER ALTE BÖHMERWALD

Erzähltes und Erinnerungen

(Jos. Nothhaft, Deggendorf, 1961, 140 S., brosch. DM 5.25).

„Als das Büchlein vor zwanzig Jahren in der Reihe „Südost" des Adolf Luser Verlages in Wien erschien, war schon manches, was darin stand, schier so alt wie die ersten Menschen im Böhmerwald." Diese einleitenden Worte des Verfassers umreißen Inhalt und Sprache des Dichters, von der Basil sagte „wie Donnerschlag, Pilz und Wurzelknollen bunt und eigenwillig". Die Geschichten, die Mally dem Volksmund ablauschte, sind dichterisch gestaltet, in ihnen wird alles lebendig, alte Sagen und Märchen, Brauchtum, Volksgut, Volksglaube und Aberglaube. Wer sich Sinn für Urwüchsiges und Urtümliches bewahrte, wird beglückt diese Sammlung, in die schöne, schlichte Gedichte eingestreut sind, aufnehmen, die ebenso herzhaft lachen wie erschauern macht. Hier wird ohne Tiefenpsychologie das ganze Wechselspiel der menschlichen Seele offenbar, im kraftspendenden und kraftfordernden Wald, wo neben Gut und Böse schuldlos Schuldigwerden und glückhaftes Beschenktwerden daheim sind. — Ja — „Und die schwarzen Kranwittbeeren tragen das Kreuzzeichen in alle Ewigkeit . . ."

Auch die Menschen aus dem Böhmerwald tragen es, so heidnisch sie auch in einem kleinen Stück ihres Herzens geblieben sein mögen. Was sie mit ihrer Waldheimat verloren haben, zeigt Mallys Gabe an seine Landsleute, die den Böhmerwald in ihrem Herzen tragen.

Dr. Viktor Aschenbrenner

ERZÄHLTES ERBE

ERZÄHLKUNST AUS DEM

OST-SUDETENLAND

ausgewählt und mit Lebensbildern der Autoren versehen und herausgegeben von Fritz Eichler (Torverlag, 280 S. DM 9.80).

Fritz Eichler, den viele von uns noch unter dem Namen „Turlhofer" kennen, als er, einer der erfolgreichsten Liedersänger nach dem 1. Weltkrieg, mit seiner Laute Vorträge im ganzen deutschen Sprachgebiet hielt, gehört nach 1945 zu den eifrigsten Volkstumspflegern der Sudetendeutschen.
Sein Heimatbuch „Kuhländchen" und das Kuhländer Heimatblatt", das er verantwortlich redigiert, sind eine Fundgrube volkskundlicher und allgemeiner Werte, die weit über das Kuhländchen hinaus von Bedeutung sind.
In vorliegendem Buch unternimmt er den durchaus erfolgreichen Versuch, eine Anzahl der bekanntesten Schriftsteller des Ost-Su-

detenlandes zusammenzufassen. Die Vielfalt ihrer Erzählkunst und die Verschiedenheit des Stoffes zwingt zu einer zusammenhanglosen bunten Reihe, aber doch in der Einheit aus dem Leben eines gemeinsamen Raumes kommend und von dort in die große Welt wirkend.

So hat Eichler alle Landschaften des Ost-Sudetenlandes durch deren bekannteste Erzähler zu Wort kommen lassen. Er gibt jeder Erzählung einleitend eine biographische Skizze bei, die Lebensweg und bisheriges dichterisches Schaffen prägnant und gut verständlich ausdrückt.

Die Autoren sind zum Großteil bekannt und erscheinen mit Arbeiten, die für sie typisch sind. Wir finden unter ihnen die Sudeten-Schlesier Robert Holbaum, Richard Hauptmann, Reinhard Pozorny, Fridolin Aichner, mann, Maria Stona, Rudolf v. Eichthal, Bruno Hans Wittek, Reinhard Pozorny, Fridolin Aichner, Gottfried Rothacker, Emma Grüner, Karl Norbert Mrasek u. a.

R. P.

Zu den Autoren dieses Heftes

Werner Schütz, Staatsminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, Kultusministerium

Dipl. Ing. Albert Karl Simon, München 2, Karlsplatz 11/II

Dr. Ernst Leibl, Kronburg bei Memmingen (Allgäu)

Sepp Skalitzky, Memmingen (Allgäu), Buxheimerstraße 89/VII

Rudolf Quoika, Prof. i. R. Freising/Obb., Am Vogelherd 19

Hans-Christian Brandenburg, Pfarrer, Berlin-Zehlendorf, Teltower Damm 224

Dr. Franz Nabl, Schriftsteller, Graz, Laimburggasse 12

Dr. Emil Merker, Prof. i. R., Ebratshofen, Post Harbatshofen, Kr. Lindau a. B.

Maria Hauska, Waiblingen bei Stuttgart, Fuggerstraße 15

Dr. Rudolf Wierer, Univ.-Prof., München 9, Schönstraße 70 a

Josef Kühnel, Fachlehrer i. R., Otterfing/Obb.

Dr. Ernst Schremmer, Esslingen a. N., Auchtweg 26

Franz Xaver Schaffer, Rektor, München 13, Schellingstraße 135

Otto Zerlik, Geislingen/Steige, Christofstr. 6

Dr. Anton Pachelhofer, Studienrat, Dachau bei München, Robert von Haug Str. 2

HINWEISE

Infolge Platzmangels mußten einige nicht zeitgebundene Beiträge, die für dieses Heft vorgesehen waren, zurückgestellt werden. Wir bringen demnächst u. a. Beiträge von Josef Mühlberger über Marie von Ebner-Eschenbach, Franz Nabl (Der Großvater), Ludwig Eichholz (Das sudetendeutsche Zeitschriftenwesen), Franz Künzel (Vom sudetendeutschen Genossenschaftswesen), Karl Anton Prinz Rohan, Rudolf Storch (London), Walter Brand.

Wir bitten in dem von uns im Heft 2 d. Jhrg. wiedergegebenen Gedicht „Aber das Herz . . ." von Josef Schneider auf Seite 86 zu berichtigen: Strophe 1 Zeile 8: Vergängliches (nicht Vergnügliches), Strophe 4 Zeile 6: mit Freunden (nicht mit Freuden).

Auf Seite 135 heißt es im 2. Absatz, 2. Zeile: Dittersdorf, (nicht Dittendorf).

DER ANTEIL DER SUDETENLÄNDER

Der zweite Teil der Reihe „Der Beitrag des deutschen Ostens zur Kunst unseres Jahrhunderts" (Dr. Lucas-Lichtbild Berlin-Stuttgart, Zusammenstellung und Begleittexte Dr. Ernst Schremmer), die auf Anregung und unter Förderung des Bundesministeriums für Vertriebene herauskam, ist den Sudetendeutschen gewidmet. Die Farb- und Schwarzweißdia bringen Malerei, Grafik und Plastik in ausgewählten Wiedergaben von Werken Emil Orliks, Emanuel und Josef Hegenbarths, Walter Klemms, August Brömses, Alfred Kubins, Oskar Kokoschkas, Adolf Hölzels, dazu seiner baltischen Meisterschülerin Ida Kerkovius, Anton Koligs, Richard Teschners, Franz Metzners, Hugo Lederers und Anton Hanaks.